Das
Buch
vom
blauen Dunst.

Vor der Wahrheit Bliken kan keine Thorheit
ihre Farbe behalten. Youngs Klagen,
5te Nacht, v. 349.

Cölln am Rhein,
bey Peter Marteau, dem jüngern.
1768.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

✣ ✣ ✣

Erklärung des Titel-Kupfers.

Die Heuchelei oder Verstellung ist diejenige Scheintugend, welche sonsten die Falschheit genennet wird, und die der Aufrichtigkeit gerade entgegen stehet. Dise wird hier unter dem Bilde verschiedener maskirter Personen vorgestellet.

Einer Seits erscheinen hier zwey Mannspersonen, welche mit einander spazieren gehen, und in einem vertrauten Gespräche begriffen zu seyn, scheinen. Aber ihre beyderseitige Freundschaft hält keinen Stich.

Anderer Seits siehet man eine Manns- und eine Frauensperson, die einander ewige Treue schwören, und sich die Hände darauf geben. Alleine, aus ihren abgewandten Blicken läßt sich leichtlich schliesen, daß ihr Herz nichts davon wissen müsse.

Einer veralteten Schönen reisset ein Satir ihre verjüngernde Larve von dem Gesicht, und zeiget ihro in einem untrüglichen Spiegel ihre verwelkte Reize.

Der ehrliche Mann, der denen Regungen seines Gewissens Gehör gibt, die er bey Lesung

ſung des Buches vom blauen Dunſt em=
pfindet, leget ſeine Maſke von ſelbſten ab,
und geräth in ein tiefes Nachſinnen über die
allgemeine Verſtellungskunſt des menſchlichen
Geſchlechts.

Eben diſer ehrliche Mann ſcheinet ein
Schriftſteller zu ſeyn, weil er eine Schreib=
feder in der Hand hält. Und diſer wird ſich
künftig in ſeinen Werken der Aufrichtigkeit
befleiſigen.

Oben iſt die Wahrheit, als eine göttli=
che Tugend, in dem Bilde einer nakenden
Frauensperſon vorgeſtellet. Sie erſcheinet
prächtig, auf einer Wolken ſizend, in vollem
Glanz, und zerſtreuet mit ihrem Lichte die
Dunkelheit oder den Dunſt, welcher die auf
der Erden befindliche Perſonen umnebelt.
Sie hat eine Sonne auf der Bruſt, weil ſie
eine Freundin des Lichts, oder vielmehr das
Licht ſelbſten, iſt. Ein Palmzweig aber wird
ihro in die rechte Hand gegeben, weilen die
Wahrheit immer ſiegend iſt, oder doch
ſeyn ſolle.

Einleitung.

Univ.-Bibl. München

Es ist ein ewiger Ruhm vor die Wahrheit, daß ihre Feindin, die Lüge, sich niemal unterfängt, in ihrer eigenen Gestalt vor der Welt zu erscheinen, sondern alle Eroberungen, die sie macht, unter dem Bilde der Wahrheit ausführen mus.

Nichts destoweniger bezeugt die tägliche Erfahrung, daß diser falsche Glanz mächtiger auf die Herzen der Menschen wirke, als oft die Göttin selbst, durch deren abgeborgte Stralen die Falschheit ihre Züge verschö-

nert. Mir kommt es auch wirklich, und nicht nur mir, so vor, als wüßte sich die Lüge in weit einnehmendere Reizungen einzukleiden, als die Wahrheit, weil jene täglich gewis mehrere Siege davon trägt, als dise, und die Unterthanen der leztern, wie eine Handvoll Leute gegen einem Heere, sind.

Wann wir die Abscheulichkeit und Beschwehrlichkeit der Lügen recht erkennten, so würden wir sie, mehr als alle andere Laster, mit grossem Eifer verfolgen.

Hätte die Lüge, wie die Wahrheit, nur eine Seite, so würden wir besser daran seyn: denn wir würden das Gegentheil von demjenigen, was der Lügner sagt, für gewis annehmen. Allein das Gegentheil der Wahrheit hat tausenderley Gestalten, und einen gränzenlosen Umfang.

Ein gelehrter Grieche sagt: das Lügen seye etwas knechtisches; freye Leute müssen die Wahrheit reden.

Wa-

Warum geht aber die Wahrheit so einfältig einher, und zeigt nicht, wer sie ist; oder warum sind die Menschen zum gröſten Theil so kurzsichtig, und ergreifen einen Schatten vor etwas wirkliches?

Der Begrif, den ich in dem Wort Lügen suche, ist von einem weiten Umfang, und können nach demselben auch unvernünftige und leblose Dinge lügen.

Widrigen Falls wären das allemal gelehrte Leute, die grosse mit Büchern angefüllte Schränke haben, allemal schamhafte Dirnen, die im Fall der Noth erröthen können, reiche Leute, die sich von einem schönen Paar Rappen schleppen lassen.

Wann man aber sieht, daß sich niemand Mühe gibt, seine Blike zur Untersuchung der Gegenstände recht zu schärfen, oder durch einen beständigen Probierstein die Worte, Handlungen und Dinge im gemeinen Leben

zu schäzen, so scheint es fast, die Welt wolle mit Gewalt betrogen seyn.

Es gab einen Gesezgeber, und wann ich nicht irre, so war er ein Grieche, welcher von dem grossen Vorzug und schönen Licht der Wahrheit so sehr eingenommen ware, daß er eine Verordnung machte, nach welcher bey der Anklage eines Lasters weiter nichts geschehen durfte, als daß man vor denen Richtern in einem einfachen Perioden sagte, was man sagen wollte.

Nach disem Gesez wäre also der ganze Proceß eines Milo, über dem Cicero fast die ganze Redkunst erschöpfte, in disen vier Worten bestanden: Milo ist kein Mörder.

Der Gesezgeber beförchtete, es möchte auch nur die geringste Beredsamkeit oder Umschreibung der Sache eine That entweder vergrössern oder verkleinern.

Dem

Dem Dünken nach ware es leichter, bey diſem Landgeſeze Sachwalter, als Richter zu ſeyn, es wäre dann, daß ſich jener durch beſondere Unterſuchungen erſt hätte tüchtig machen müſſen, eine ſolche Klage oder Vertheidigung mit Grunde der Wahrheit, und zwar auf ſeine Gefahr, vor einem niedergeſezten Gerichte vorbringen zu können.

Ich rede denen alten Kezern keineswegs das Wort, die keine Wahrheit vor unwiderſprechlich halten, und keine Lüge finden wollen, die man nicht mit ſtarker Wahrſcheinlichkeit ſchmüken könnte.

Aber ich ſtelle mir eine glükſelige Welt vor, die an diſes Geſez gebunden wäre, daß jeder reden müßte, wie er dächte, und jeder dächte, wie er ſollte.

Wann nur einzele Perſonen anfiengen, ſich die Wahrheit zu einem heiligen Geſez zu machen, ſie möch-

ten es hernach zu thun haben, mit wem sie wollten, so würden sie sich gewis bald zu Schanden schwäzen, und endlich Märtyrer an diser Tugend werden. Aber ein ganzes Volk sollte damit eine Probe machen.

Man sage mir, was man wolle, so sind die Quäker hierinnen rechtschaffene Leute, weil sie reden, wie sie denken; und König Jakob der Zweyte muß sie auch vor waker gehalten haben, weil er die von ihnen vorgetragene natürliche und ungekünstelte Wahrheiten so gnädig aufgenommen hat.

Indessen ist es gleichwol sehr nachtheilig vor vernünftige Geschöpfe, daß sie nicht denken, wie sie sollen, und nicht reden, wie sie denken; und sollte Rabener eine Lügensteuer aufrichten, so wollte ich wetten dörfen, daß es gar bald entweder lauter aufrichtige oder lauter arme Leute geben würde.

Man ist freylich verbunden, seinen Mitbürgern auf den rechten Weg zu helfen.

Die Verfertiger der Satyren vermeynen, disen Endzweck zu erreichen. Sie glauben, ihr beschämter Leser werde die Nase aufziehen, wenn sie ihn lächerlich machen; ich weis aber gewis, daß entweder die wenigste Leser so viel Einsicht haben, ihren Charakter herauszulesen, oder die meiste zu viel Eigenliebe besizen, als daß sie glauben sollten, die Rede seye von ihnen.

Man hüte sich, der Wahrheit eine Farbe anzustreichen, oder sie in eine Larve zu steken.

Eine Lüge wird nicht bälder zu schanden und der blaue Nebel verschwindet niemalen mit erwünschterer Wirkung als vor den Strahlen der trokenen Wahrheit, die uns alle Gegenstände zeigt, wie sie sind.

Ich will einen Verſuch machen, und in dieſem Buch, ſo viel mir die Erfahrung in die Feder geben wird, den blauen Nebel weghlaſen, welcher ſich im menſchlichen Leben um die liebe Wahrheit herumzieht. Ich werde drey Haupt-Abtheilungen machen. Die erſte wird vom blauen Dunſt in Worten handeln, die zweyte vom Dunſt in Schriften, die dritte aber vom Dunſt in Gebärden, Handlungen und Sachen.

Das Buch vom blauen Dunſt.

I.

Der blaue Dunſt in Worten.

Es iſt ein Glük vor die Menſchen, daß ſie denken können, viel gröſſer aber wird es dardurch, daß ſie im Stande ſind, ihre Gedanken andern mitzutheilen.

Die Mittel darzu ſind Worte, welche allemal eben den Begrif in der Seele des andern erweken, den wir ſelbſt haben, wann er unſere Sprache verſteht. Diſe Mittheilung zeugt in uns ein Vergnügen, welches eine ſchöne Frucht der Geſellſchaft iſt.

Ob es wahr iſt, daß die Thiere ſich untereinander verſtehen, weis ich nicht; aber bey denen Menſchen iſt es durchgängig wahr; es wäre dann, daß man die zwey Nachtwächter

ter in Gellerts Fabeln davon ausſchlieſſen, oder denen Wortzergliederern eine beſondere Stelle einräumen wollte.

Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß die meiſte Menſchen nicht alles ſagen können, was ſie denken, weßwegen man öfters im gemeinen Leben zu ſagen pflegt: diſer oder jener Menſch wiſſ: es wohl, aber er könne es nur nicht ſagen.

Wann wir einem andern den nämlichen Begrif von einer Sache beybringen wollen, den wir davon haben, ſo müſſen wir Worte ausſuchen, die eben ſo breit ſind, als unſer Gedanke.

Hingegen iſt es auch ein ſtarker Eingrif in die Gerechtſame der Seele, wann der Mund mehr ſpricht, als ſie gedacht hat oder denken wollte. Und diß iſt das Verbrechen des Schwäzers.

Der Plauderer beleidigt die ganze Geſellſchafft. Sein Bezeugen erniedrigt uns alle. Wir haben alle weniger Verſtand, als er, dann ſonſt würde er uns doch auch mit einer Rede aufkommen laſſen. Er gefällt ſich und hört ſich gerne reden; allen Umſtehenden wirft er ſich zum Lehrer auf. Redet ihr von Kriegsangelegenheiten, er wird euch ſagen, was die eigentliche Urſache ſeye, daß Thereſe mit Fridrichen Fride gemacht; er wird genau erklären, was man ſich von dem neuen

Kay-

Kayſer zu verſprechen habe, und in welche Bündniſſe er ſich nächſtens einlaſſen werde. Verſchiedenen Miniſtern, die euch unbekannt ſind, wird er den Proceß machen, und einem jeden laut ins Ohr ziſchen, was eine gewiſe Macht vor Anſchläge auf eine Republik habe. Möchtet ihr gerne die Herkunft diſes oder jenen groſſen Mannes und ſeine beſondere Schikſaale wiſſen, er wird ſie euch erzälen, ob er ſie gleich nicht weiß. Iſt euch der Nahme des Königs in Dänemark entfallen, der im Jahr 1640. regiert, er weiß ihn, und wird ihn vielleicht Philipp nennen, ob ihr ihm gleich entgegen haltet, daß noch kein Philipp die däniſche Krone getragen.

Redt man von der Sternſeherkunſt, ſo ſchwazt er von neuerfundenen Sternen und erſtentdekten Trabanten eines Planetens, er erklärt euch das neue Syſtem auf eine beredte Art.

Redt man von Wirthſchafts- und Haushaltungs-Dingen, wer iſt ein beſſerer Wirth als er?

Kurz, man pake ihn, wo man wolle, er wird von der Sache zu reden wiſſen.

Aber woher hat er ſeinen Vorrath, möchte man dabey gedenken? Es iſt doch gleichwol nicht ſo leicht, von jedem Dinge etwas zu ſprechen und mit ſo vielem Anſtand und Zuverſicht zu ſprechen. Der Menſch muß ſich doch Mühe

he gegeben und etwas gelernt haben, geſezt auch, daß es ihm manchmal fehle. Gleich auf der Stelle will ich die Ehre haben, Ihnen zu antworten, und ſeinen Lebenslauf erzälen.

Der gute Menſch hat viele Jahre auf den hohen Schulen zugebracht und nichts gründliches erlernt; da er ſeinen akademiſchen Lauf endigen ſollte, merkte er, daß er nichts im Kopf habe: und unſer Held dachte vielleicht damals die erſte vernünftige Gedanken in ſeinem Leben, als er ſeinem Freund mit Thränen eröfnete, daß er gar nichts gelernet habe, ſeine Geſchiklichkeit aber mit nächſtem unterſucht werden ſolle.

Diſer riethe ihm, er ſolle die Erforſcher ſeiner Gelehrſamkeit auf ihrer ſchwachen Seite angreifen, und durch Geſchenke die zukünftige Fragpunkten aus ihnen herausloken; damit er aber auch bey andern das Anſehen eines geſchikten Mannes erhalten möge, ſo ſolle er ſich aus allen Theilen von Wiſſenſchaften Auszüge anſchaffen, und bey Gelegenheiten in alle Geſpräche ſich einmiſchen.

Er folgte dem Rath ſeines Angebers, erhielt ein gutes Zeugnis bey der gelehrten Muſterung, gienge in allen Geſellſchaften bey allen Geſprächen darauf los, und ſchwazte denen Anweſenden ſeine Meynung als ein Orakel an. Unwiſſende beugen jezo ganz Ehrfurchtsvoll ihren Naken vor ihme, bey dem

Frau-

Frauenzimmer ist er beliebt, weil er seine Kleinigkeiten bey ihnen auskramt und höflich ist, verschiedene geschikte Leute in der Stadt werden von seiner Kekheit hinterführt, daß sie mehr von ihm halten, als er verdient, und nur die Vernünftigste beklagen ihn in der Stille und seufzen; nur sie sehen ihn vor das an, was er ist, nemlich vor einen Betrüger.

Lange und allein und immer fein reden, ohne zu denken, ist schwehr. Die meiste Franzosen reden also. Ihre natürliche Neigung zum Plaudern und das Vorurtheil, daß es Schande seye, die Zunge müssig zu lassen, macht sie bey Zeiten fertig, und verschaft einigen hierinnen eine Art von Vollkommenheit.

Der Britte thut gerade das Gegentheil. Er redt wenig, aber denkt desto mehr.

Wer sich also in Gesellschaften Vergnügen schaffen und lustige Einfälle anhören will, der gehe zu den Franzosen; wer aber seinen Verstand zu schärfen und mit gründlichen Dingen zu bereichern gedenkt, der besuche die Engelländer.

Es ist immer erträglicher, einem Schwäzer zuzuhören, als ihme zu antworten, oder mit ihme zu reden.

Gemeiniglich ist viel Geschwäze ein Zeichen, daß man desto weniger wisse; Und wie;

kleine gläſerne Flaſchen mit langen Hälſen beym Ausgieſſen ein gröſſeres Geräuſche machen, weil ſie wenig in ſich faſſen, eben ſo verräth der Plauderer ſeine kleine Seele.

Ich habe mich oft verwundert, daß nicht ſelten geſchikte und verdienſtvolle Männer ſich vergeſſen können, und unvermerkt die Rolle eines Schwäzers ſpielen.

Wann man vieles weiß, ſo beredet man ſich zuweilen, man wiſſe etwas, ſo man nicht weiß.

Hannibal wars, wann ich mich recht erinnere, den die Griechen in den Hörſaal des Demoſthenes führten. Sie hofften durch den Beifall eines ſo groſſen Feldherrns den Ruhm ihres angebeteten Redners unverwelklich zu machen. Demoſthenes redte eben vom Krieg, und Hannibal wurde nach geendigter Rede gefragt, was er von ihm halte? In meinem Leben, ſagte er, habe ich noch keinen ſo groſſen Narren geſehen, als den Demoſthenes, der von einer Sache redet, die er nicht verſteht. Diſes unvermuthete Urtheil demütigte die aufgeblaſene Griechen, welche ſich mit ihrem Redner ſo vieles wußten, bis in den Staub.

Wie nüzlich würden die Geſellſchaften werden, wann die Antwort Hannibals als ein unverbrüchliches Geſeze angeſehen würde.

Der

Der Redner Isokrat wurde bey einem Gastmahl ersucht, etwas von seiner Kunst zu sagen. Wie fertig würde hier mancher gewesen seyn, seine Kunst auszuschütten. Isokrat aber antwortete ganz bescheiden: was ich verstehe, das taugt hieher nicht, und was hieher taugt, verstehe ich nicht.

Was kan man sich von einem Arzt versprechen, wann er vom Krieg handelt, und von einem Schulmann, wann er von den Anschlägen eines Fürsten schreibt?

Wann ein Gelehrter von einer Sache redt, die er nicht gelernt hat, so ist es eben so ungereimt, als wann ein schwerer keichender Bader sich untersteht, eine Tanzschule aufzurichten.

Machiavell kannte seine Kräften besser. Da er sieben Bücher von der Kriegskunst schriebe, so glaubte der Herzog von Urbino, daß niemand tüchtiger seyn werde, ein Heer anzuführen, als Machiavell. Machiavell aber getrauete sich nicht einmal, mit einer Schwadron die Probe zu machen, weil er wohl wußte, daß ein Unterschied seye, einen Plan anzugeben, und ihn auszuführen.

Der Saz gewiser Völker an dem Meere ist unverbesserlich.

Der Naturkündiger lernt sonst nichts, als die Natur, aber die kennt er. Der Weltweise legt sich nur auf die Weltweißheit,

aber die versteht er. Der Gottesgelehrte ist nur ein Prediger, aber er predigt gewaltig. Der Priester der Gerechtigkeit macht sich mit nichts bekannt, als mit denen Gesezen, und deren schiklichen Anwendung, aber alsdann sind auch seine Urtheile Götterspröche.

Tullius sagt: wann sich ein Mensch, so gering er auch ist, etwas zu seinem einigen Geschäfte macht, so bringt er es darinnen weiter, als man glaubt.

Die Englische Sakuhren kommen nicht aus der Hand eines einigen Meisters, wie die unsrige. Dort legt sich einer nur allein auf die künstliche Ausarbeitung der Räder, ein anderer verfertigt nichts als die Zeiger, ein anderer die Ziffertafel, ein anderer das Gehäuse u. s. f. und endlich fügt wieder ein anderer dise verschiedene Theile in einander, welche alsdann dise künstliche Maschine ausmachen, die wir eine Uhr nennen. Wem ist aber der Vorzug einer solchen Uhr vor andern Uhren unbekannt?

Wären die politische Verfassungen in der Welt auch so eingerichtet, welche Leute sollten wir haben!

Aber so verlangt man, ein junger Mensch solle sich auf alles legen, damit man ihn in ein jedes Fach brauchen könne; und so macht ers auch, der junge Herr. Alle Wissenschaf-

ſchaften koſtet er gleichſam mit den äuſſerſten Lippen, getrauet ſich aber niemahl, in das Innere eines Theils derſelben hineinzugehen; bekommt mithin von allem etwas, und im Ganzen weiß er nichts. Hat aber der Unterthan, oder ſeine hohe Obrigkeit hieran die Schuld? Ich glaube, die leztere.

Wann man einmal mit Ernſt daran gedächte, recht geſchikte Leute in jedem Stand nachzuziehen, ſo müßte man gleich Anfangs bey Erwählung der tauglichſten Köpfe zu einem gewiſen künftigen Amt groſſe Sorgfalt anwenden, man müßte ihnen die erforderliche Mittel zu Erhaltung diſes Endzweks an die Hand geben, und ſie auf ſolche Weiſe zu dem künftigen Dienſt möglichſt geſchikt machen. Ein ſolcher Mann würde alsdann ganz ſeyn, und dem Fürſten oder dem Staat durch den Tod desjenigen, der das Amt vorher verwaltet, nichts abgehen. Aber ſo ſind die Collegien gewont, die Sachen nach dem alten Schlendrian gehen zu laſſen, und alle Neuerungen ſorgfältigſt zu verhüten. Da iſt ein jeder Vorſchlag Sünde, und aus keiner Urſache, als weil es ein Vorſchlag iſt. Nein, ſagt der Aſſeſſor mit ſeiner ſpaniſchen Brille: da wird nichts daraus, alle Aenderungen ſind gefährlich; ſchon etlich und dreiſſig Jahre ſize ich in diſem Rath, und keiner noch hat ſo

weitſichtige Vorſchläge geträumt; gleichwol iſt es indeſſen gut gegangen — Das ſind junge Flachsbärte, denen die Erfahrung abgeht: ihre kurzſichtige Augen überſehen das Ganze in ſeinem Zuſammenhang nicht — Er hat recht nach ſeinen Grundſäzen, der alte Fuchs. Sie beweiſen aber nur ſo viel: daß man mit Erwälung und Ausführung eines Vorſchlags behutſam umgehen, hingegen nicht alle ohne Unterſchied verwerfen ſolle.

Ich wünſchte, daß jemand den nur kurz berührten Vorſchlag recht gründlich ausführte, noch mehr aber wünſchte ich, daß diejenige, welche die Macht haben, dem Staatsgeſichte die veränderte Geſtalten zu geben, nach eingeſehenem Nuzen, ſich entſchlieſſen möchten, Hand an das rühmliche Werk zu legen.

Verſchiedene Länder haben ſtarke Pflanzſchulen von jungen tüchtigen Leuten, welche auf Koſten ihres Landesvaters erhalten und gebildet werden, und ſich dargegen verbindlich machen, ihre Dienſte ihm zu widmen.

Welche Männer aber würden aus Ihnen werden, wann ſie die Beſtimmung in Abſicht auf ihr künftiges Amt wüßten!

Wie groß wäre nicht der Vortheil vor die groſſe Herrn, wann ſie junge Leute, nachdem man zuvor ihre Kräften unpartheyiſch geprüft, zu denen wichtigſten Bedienungen in

Zei-

Zeiten zubereiten lieſſen, damit der erledigte Poſten nicht verwayßt ſeyn, ſondern wiederum einen Mann bekommen möge. Sieht ſich doch gleichwol ein kluger Gärtner vor, und gibt denen alten Bäumen ſeines Luſtgangs jüngere zur Seiten.

In welcher Verlegenheit befindet man ſich zuweilen bey der ledigen Stelle eines geſchikten Forſt-Referenten, wann man keine Leute nachzieht?

Aber warum geſchieht keine Aenderung? Man läßts aus bewegenden Urſachen gerne beym Alten, man liebt Leute, die in alle Sättel recht ſind, man liebt die Tauſendkünſtler.

Je nun, ſo legt euch immerhin auf alles, ihr Jünglinge, und werdet Schwäzer, weil es einmal ein Hauptmittel zu eurer Beförderung iſt!

Ein Mann, der nur Routinen hat, darbey aber ein Schwäzer iſt, fällt den Zuhörenden weit verdrieslicher, als ein Schwäzer von Genie. Jener führt ein froſtiges Gewäſche von dem Wenigen, das er durch eine lange Uebung weg hat, und wird uns zum Ekel; diſer hingegen miſcht ſich in alle Geſpräche, und weiß den geringen Vorrath, den er weggeſchnapt, auf eine vortheilhafte Weiſe und zur rechten Zeit anzubringen, und erwekt in uns Eiferſucht.

Ein geschikter Mann, wann er zu höflich und zu bescheiden ist, wird vom Schwäzer hinterführt, und, wann er die Hörner nicht ein wenig ausstrekte, vielleicht gar gemisbraucht.

Inzwischen hat sein Irrthum den Grund nicht in einer schlechten Einsicht, sondern in seinem guten Herzen; und wollte ich ihm eher verzeihen, als jenen Niederträchtigen, welche die Thorheiten eines Mannes, bey seinem geänderten Stande, vor weise Handlungen, und seine elende Gedanken vor gute Rathschläge ansehen.

Kull hatte Anfangs eine geringe Bedienung in der Stadt, liebte aber als ein Schwäzer die Gesellschaften, worinnen er auch von den kleinsten Geistern wegen seiner geringen Einsichten und unverständigen Plaudern wakker herumgenommen wurde; nach einiger Zeit fande Kull einen Weg, als ein Glied in eine ansehnliche Rathsversamlung aufgenommen zu werden; er ware unverschämt genug, sich vor allen andern vieles heraus zunehmen, und, vermittelst seines grossen Bauches und starken Stimme, sich in ein Ansehen zu sezen. Kull kame wieder in Gesellschaft, und alles, was er sagte, war vortreflich. Welche Veränderung! Ist an Kullen ein Pfingstwunder geschehen, oder sind seine Verehrer rasend?

Hie-

Hiebey mus ich anmerken, daß man gemeiniglich von der Wichtigkeit des Amtes auf die Geschiklichkeit des Mannes, der es verwaltet, den Schlus macht, und hat daher ein solcher, wann er nicht ganz unbrauchbar ist, schon vieles vor sich.

Ein Schwäzer ist selten nur allein ein Schwäzer, sondern, da er gerne von seinen guten Eigenschaften spricht, die er nicht besizt, so wird er auch dabey ein Grossprecher und Ruhmrediger; da ihm öfters der Faden an seinem Gespräche ausgienge, wann er nicht von denen Handlungen seiner Nebengeschöpfe hochweise und entscheidende Urtheile herplauderte, so redt er alsdann nach seinen Leidenschaften und kurzen Begriffen, die er von jedem Dinge hat, und wird zum Verleumder; da er wohl weiß, so dumm er sonsten ist, daß er denen Gesellschaften, in die er sich eindringt, unerträglich fiele, wann er, neben seinen andern Untugenden auch grob und hochmütig thun würde, so wird er ein Complimentenmacher und oft gar ein kriechender Schmeichler.

Ich nehme also Gelegenheit, nach diser Ordnung vom Großsprecher, hernach vom Verleumder, ferner vom Complimentenmacher, und alsdann vom Schmeichler zu reden.

Ehe ich aber vom Schwäzer weggehe, muß ich noch das vom Herrn Prof. Gellert

entworfene Gemählde eines Schwäzers hier beyſezen:

Der Schwäzer.

Die gröſßte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwäzer, der zu allen Zeiten
Mit redneriſchem O und Ach,
Von den geringſten Kleinigkeiten,
Von Zeitungs-Angelegenheiten,
Und, was noch ſchlimmer war, meiſt von ſich ſelber ſprach;
Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzält, gleich noch einmal erzälte.

Ein ſo beredter Herr ſah einen wakern Mann,
Der denkend ſchwieg, verächtlich an.
Der Herr, ziſcht er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verſchwohren;

Ich

Ich wett, er iſt ein Narr, und weiß nicht, was er will.

Das dächt ich nicht, ziſcht der ihm wieder in die Ohren,

Ein Narr, mein Herr! ſchweigt niemals ſtill.

Grosſprechen oder oft und lange von ſich ſelbſt reden, zeigt an, daß man wenig Verſtand habe.

Der Grad der Thorheit ſteigt, je mehr und je zuverſichtlicher jemand von ſich und ſeinen Vollkommenheiten ſpricht, ſie mögen gleich wahr oder erdichtet ſeyn.

Der Ruhmredige hält ſich ſehr gerne bey den Einfältigen auf, die mit der Welt wenig bekannt ſind.

Gemeiniglich ſprechen diejenige groß, welche in der Fremde geweſen ſind, und wenig oder gar nichts drauſſen gelernt haben.

Doch ſind die meiſte noch ſo ſchlau, daß ſie bey den Klügern einziehen, und nur bey denen Winde machen, die noch unwiſſender, als ſie, ſind.

Die Abſicht des Grosſprechers, iſt, ſeinen Nebenmenſchen groſſe Begriffe von ſeinen Vollkommenheiten beyzubringen, und ſie durch ſeine Erzälungen unter ihn herunter zu ſezen.

Sind nun die Zuhörer verſtändige und weit über ſeinen Rang erhabene Perſonen, ſo erhält er von ihnen Mitleiden und Verachtung; ſind ſie ſeines gleichen, ſo hat er ſich wohl vorzuſehen, dann einige von ihnen werden ihn verleumden, und andere gar verfolgen. Sind ſie aber weniger, und dümmer, als er, ſo trägt er erſt eine unſchuldige Verwunderung, die Tochter der Unwiſſenheit, zur Beute davon.

Die Soldaten fallen gerne in diſen Fehler, nicht aber nur die gemeine, ſondern auch ihre Vorgeſezte.

Erſtern wäre ihr Fehler endlich noch zu vergeben, weil ſie meiſtentheils von geringer Herkunft und ſchlechter Erziehung ſind. Wann aber Officiere, Leute von Geburt, ihren Stand ſo ſchändlich verunehren, und ihre Ehre durch erdichtete Pralereyen zu erhöhen ſuchen; wann ſie mit zehen Mann durch ganze Regimenter ſich hindurch ſchlagen, und auf einen Streich dreyen Reutern die Köpfe abhauen; wann ſie allzeit der erſte den Wall beſteigen, und mit einer Hand voll Leute die ſtärkſte Beſazung zu Gefangenen machen; wann ſie endlich Narben, womit eine böſe Krankheit ſie vor ihren Muthwillen gebrandtmarket, als Zeichen der Ehre und Tapferkeit herpoſaunen, ſo möchte man ſich zu Tode ärgern.

Man

Man wird mich ſchon verſtehen, daß ich hier nur die gröbſte Praler, oder, welches einerley iſt, die offenbare dumme Lügner verſtehe.

Die feinere und beſcheidenere unter denen Söhnen des Kriegsgottes, wann ſie gerne von Wunden und Schlachten reden, thun eben das, was der Gelehrte und der Künſtler thut, wann er von ſeinen Werken und ſeiner Kunſt redet.

Es gibt viele wakere, beſcheidene und verehrungswürdige Männer unter ihnen.

Gemeiniglich aber erlangen ſie erſt den Ruhm der Tapferkeit, wann ſie grau ſind, und werden erſt alsdann vor ehrwürdig gehalten, wann ſie die Ordnung zu vornehmen Stabsofficieren macht.

Ich habe mir oft viele Mühe geben müſſen, meine Aergernis zu verbergen, wenn ich Betrachtungen über die Vorurtheile der Menſchen anſtellte.

Einen vornehmen Officier hält man vor einen Mann von groſſen Eigenſchaften, weil man ſolche von ſeinem Stand fordert; hingegen aus einem Lieutenant macht man nicht viel, weil die meiſte diſer Herren jung und ihren Leidenſchaften zu viel überlaſſen ſind, als daß ſie ihre Handlungen auf der Wage ihrer Vernunft allemal abwägen ſollten, ehe ſie ſie begehen.

Wie oft aber wird man bey diſer vorgefaßten Meinung hintergangen?

Man hat mir erſt neulich von einem Obriſten und einem ſeiner Lieutenants erzält, und mich verſichert: daß lezterer weit geſchikter ſeyn würde, etwas groſſes zu unternehmen, als ſein Vorgeſezter.

Inzwiſchen bewundert jedermann die hohe Einſichten des erſten, da der andere nur wenigen bekannt iſt.

Niemand wird durch den Großſprecher mehr betrogen, als das ſchöne Geſchlecht.

Viele deſſelben ſind ſehr geneigt, einem Menſchen in ſeinen Reden Glauben beyzumeſſen, wann er geſchikt genug geweſen iſt, durch eine galante Schmeicheley ſie zu gewinnen.

O ihr Schönen! wie lange wäret ihr noch Gegenſtände der Bewunderung unſers Geſchlechts geblieben, wann wir keine Schmeichler und Grosſprecher unter uns hätten. Lernet doch einmal diſe niederträchtige Geſchöpfe verachten, und euren rechten Werth erkennen!

Ihr aber, ihr Grosſprecher! was prangt ihr mit denen Tropheen, die ihr in dem leeren Gehirne eines Weibes aufhängt? Ich ſage euch, daß ihr den Bau des Ehrenmals, den ihr auf die leichte Einſichten des Frauenzim-

zimmers aufführet, überleben werdet, geſezt auch ihr ſtärbet heute!

Wer dem Lebenslauf eines Grosſprechers recht nachdenkt, der wird ihn wegen des klägelichen Ausgangs ſeiner Geſchichte bedauren.

Von Trumm ſchwazt vieles von ſeinem ausgebliebenen groſſen Wechſel und von dem unermeßlichen Reichthum ſeiner Eltern, nur, daß man ihme ein paar hundert Thaler vorleihen möchte; Aber erſt kurz hat man von Kaufleuten erfahren, daß er vor ſeiner Abreiſe bey der Familie durch viele unterthänige Beugungen etlich und zwanzig Thaler geſammlet habe, damit er in ein anders Land reiſen, und ſeinen verhungerten Körper darinnen ausfüttern könne.

Von Schrek ſpricht groß, und ſchwört gewaltig, nicht aus Gewohnheit, ſondern wann er keine gute Sache hat, und ihm angſt iſt. Er iſt übrigens ein ordentlicher Edelmann, und verſteht ſeinen Dienſt; ſo bald er aber in Verdrieslichkeiten kommt, aus denen er ſich auf eine gute Art nicht herauswikeln kan, ſo bald ihm etwas begegnet, welches beleidigend zu ſeyn ſcheint, und man anfängt, ihme gar zu drohen, ſo bricht er in die abſcheulichſte Worte aus, verflucht ſich und ſeine Beleidiger, und nimmt ſolche Stellungen

gen und Minen an, daß man glauben ſollte, er werde einem um den andern den Hals brechen. Es iſt aber nichts weniger, als ſein Ernſt. Er ſucht nur durch ſeine Worte und Schwüre abzuſchreken, und ſein feiges Herz zu verbergen. Der unedle Z... ſchlägt ihn dreymal auf den hochadelichen Mund. Nun wird ſich der Held erſt in ſeiner rechten Schläger-Gröſſe zeigen — Was thut er? Er hälts vor unhöflich, und geht ab.

So ſehr ich auch das Frauenzimmer verehre, ſo iſt doch meine Ehrfurcht vor die Wahrheit allezeit gröſſer. Ich bin daher ſo frey, demſelben ins Angeſicht zu ſagen, daß es von Grosſprechern und Schmeichlern gemeiniglich zu unglüklichen Geſchöpfen gemacht wird.

† Camille, ein angenehmes Kind von achtzehn Jahren, reizend wie der May, mittelmäſigen Vermögens, von einem geſunden aufgeheiterten Verſtand, und guter Aufführung, iſt ſchon ſeit ihrer Confirmation der Wunſch und das Abſehen verſchiedener wakerer aber ſchüchterner Jünglinge und junger Männer.

Williams, ein Menſch von guter Herkunft und Aufführung, ſucht mit ihr bekannt zu werden, iſt aber zu blöd, und weiß vor Liebe und Ehrforcht nichts zu reden, wann

er zu ihr kommt; er findet keine Worte, ob er schon ganze Bögen auf sie auswendig gelernt hat. Er ist ein geschikter Advokat; hingegen da erfährt er, daß es ein Unterschied seye, vor denen Schranken, und vor dem schönen Geschlechte zu reden. Was urtheilt man aber von ihm, und was sagt seine Schöne? Der Mensch taugt nichts, es ist ja kein vernünftiges Wort aus ihme zu bringen. **Roderich**, ein vollkommenes geschiktes Mannsbild von grossen Mitteln und guter Herkunft wird vom Fürsten in die von seinem verstorbenen Vater bekleidete Ehrenstelle eingesezt, und bewirbt sich, damit er sein Glük vollkommen machen möge, um **Camillen**. Wird er sie aber wohl bekommen? Nein, er hat einen einfältigen Gang, und spielt nicht Lomber. **Skribler**, ein vortreflicher Mann von der Feder, und vor die Geschäfte, dessen Talente ihm einen schönen Posten versprechen, hat auch ein Aug auf **Camillen** geworfen. Sie läßt ihm aber keine Zeit, förmlich um sie anzuhalten, sondern gibt ihm bey allen Gelegenheiten auf eine unanständige Art zu verstehen, daß sie die Schreiber nicht ausstehen könne.

Nun kömmt aber **Pillifer**, ein junger Mediciner, der in Paris die Kunst aufzuschneiden vortreflich gelernt hat. Er erscheint,

in einer ausserordentlich feinen Modeweste, seidenem Rok, theuren Steinschnallen, kostbaren Manschetten, und in einer ganz neuen Art gekräuselter Haare. Er sezt seinen Fuß unvergleichlich, und spielt alle Spiele. Seine Complimenten und Höflichkeitsbezeugungen gegen das ganze Haus waren der erste Kunstgriff, wormit er die Herzen schon zur Helfte gewann. Da er aber mit einer unglaublichen Beredsamkeit seine Mittel, grosse Geschiklichkeit und andere gute Eigenschaften meisterlich herauszustreichen, und die bereits schon vor ihn eingenommene Gemüter seines Frauenzimmers durch die Erzälung so vieler auswärts und schon im Lande hin und wieder von ihme verrichteten Wunderkuren noch mehr zu bezaubern wußte, so war es ihm ein leichtes, Camillen davon zu tragen. Man hat ihn zum ordentlichen Arzt in einem gewisen Landstädtgen gemacht, und jezt ists kaum ein Jahr, daß sie miteinander in der Ehe leben. Wie ergehts ihnen aber? Der grosse Mann mit seinen Wunderkuren darf oft vierzehen Tage lang warten, bis ein Bäurgen zwischen Brodgrumen und Haften vier Groschen vor ein Recept zusammen sucht, und seinen Tod holt. Seine Glaubiger zu Paris und Straßburg, die er mit der Bezalung bis auf seine künftige Versorgung getröstet, brummen jezt unaufhörlich um ihr Geld; die Kaufleute in seinem

Land

Land wollen die Waaren, worinnen er mit Hülfe des Schneiderwizes seine Eroberung machte, bezalt wissen; und so wird endlich unser Pralhanns ein Lump, und seine Frau das Opfer ihrer Unvernunft und ein Kind der Verachtung werden. O mit wie vieler Reue erinnert sie sich jezt des verachteten Schreibers, der nun ein angesehener Mann ist!

Die Praler haben bey nahe alle ein gutes Gedächtnis. Sie haben die besondere Gabe, die Rolle, welche ein anderer auf dem Schauplaz der Welt gespielt hat, auswendig zu lernen, und mit vielem Anstand die Thaten anderer vor die ihrige zu verkaufen.

Die meiste von ihnen sind sanguinischen Temperaments, und sprechen gros, in der Absicht, sich ein Ansehen und Ehre zu geben. So lange ihnen niemand widerspricht, so sind sie beredter, als eine Azel, und unverschämter, als eine Fleischmüke: wann man sie aber Lügen straft, so kriechen sie in eilfertiger Stille wiederum in ihr Schnekenhaus, und machen eine elende Figur in Gesellschaft.

Der Melankolikus fällt nicht leicht in disen Fehler, weil er besorgen würde, seine Streiche möchten bemerkt werden, und seine Ehre, vor die er gar zu viele Zärtlichkeit hat, möchte darunter leiden.

Der Phlegmatikus ist zum Grossprechen zu träg. Vielleicht liesse er sichs gefallen, wann er dabey weder zu reden noch zu denken hätte.

Der Kolerikus wagts zuweilen, auf Kosten der Wahrheit seinen Leidenschaften zu schmeicheln, und mehreres zu seinem Vortheil zu sprechen, als er sollte. Weil er aber Widersprüche und, wegen der leicht erregten Galle, Stokschläge zu befördchten hat, so geht er mit denen Lügen etwas behutsamer um, als die andere.

Wann ein Grossprecher eine Anfangs erdichtete Sache zum öftern im Erzälen wiederholt, so glaubt er sie zulezt selbsten, und schwört drauf.

In den Kunkelstuben, bey Säugammen und Schülern hält er sich am liebsten auf; dann da versezt er Berge ohne Widerspruch, und säuft Meere aus zum Erstaunen.

Doch scheint mir unter disen Geschöpfen keines unerträglicher zu seyn, als der Kanzley-Praler, wann er mit einer hohen Amtsmine andere angafft, mit unverständlichen halbmagischen Wörtern die Wichtigkeit seiner Verrichtungen zu erkennen zu geben sucht, und über die verdrießliche Geschäfften im Kanzley-Styl patriotische Klagen führt, da ich doch von sicherer Hand weiß, daß er kaum

zum

zum Abschreiben zu gebrauchen ist. Er machts wie jener Küster, der währenden Osterferien zum Superintendenten sagte: wir Herren Geistliche haben dermalen vieles zu thun!

Es gibt Bedienungen, worinnen man sich Amts halber vor verbunden hält, dem andern etwas weis zu machen.

Wird nicht ein Werb-Officier denen Anzuwerbenden viele Herrlichkeiten, in welche sie gesezt werden sollen, vorlügen? Wird er ihnen nicht Ober- und Unter-Officiers-Stellen versprechen, wann sie schon ihr künftiges Schikſal zur Muskete verdammt hat?

Jener Beamte spricht seinen Amts-Untergebenen und andern bemittelten Personen zu, seinem gnädigen Herrn Geldanlehnungen zu thun, und macht viel Aufhebens von den sehr grossen Einkünften des Herrn Grafen, ob er schon selbsten als ein reicher Mann von seinem Vermögen mit gutem Willen nichts herleiht.

Wann ich Lust hätte, weitläufig zu seyn, so könnte ich Männer anführen, die sich kein Gewissen machen, zu unterthänigsten Ehren vornehmere Lügner abzugeben.

Eine feinere Art von Windbeuteln und hochmütigen Tropfen machen diejenige aus, welche sich nicht gerne davor ansehen lassen, als wären sie so eitel, mit Winden umzugehen.

Sie verbergen ihre Dünſte unter dem Mantel der Ehrbarkeit und Beſcheidenheit. Sie ziehen auf die Laſter los, damit ſie als untadelhaftig angeſehen werden mögen.

Einige unter ihnen ſind wunderbare Geſchöpfe. Sie ſchelten auf die Sünde, und ſchämen ſich doch, fromm zu ſeyn.

Damit ich deutlicher werde, ſo will ich meinen Vetter **Lips** reden laſſen. Ja, ſpricht er, da bewahre mich der Himmel, daß ich den Kopf hängen und beſtändig ſeufzen ſollte! Gewis, ſolche Leute betrügen GOtt und ihren Nächſten. Habe ich es nötig, in beſondere Verſammlungen zu lauffen, wann mir das Wort des HErrn in allen Kirchen lauter und rein gepredigt wird? Nein! So könnte ich mich nicht ſtellen. Meine Reden ſind aufrichtig, mein Wandel ehrbar; aber meine Stirne iſt doch immer heiter. Meinem GOtt diene ich gerne in der Stille, und in ſeinem heiligen Hauſe — Die Grundſäze **Lipſens** ſind nicht zu verwerfen: aber **Lips** ſagt mehr, als er thut. Seine Worte ſind Wind.

Diſe Leute ſind gemeiniglich nicht ungeſchikt, und kommen durch die Gewohnheit darzu, daß ſie eine Fertigkeit erlangen, andere unvermerkt zu bereden, als ob ſie wirklich die Bilder derjenigen Tugend wären, die ſie erheben. Sie ſezen ſich in ein gewiſes Anſehen,

ſehen, und nehmen die Gemüter ihrer Zuhö-renden ſtark ein. Da ſie mit einer gelaſſenen Mine denen Gottloſen ihre Fehltritte verweiſen, und mit Lebhaftigkeit über den Glanz der Tugenden moraiiſiren, ſo zweifelt niemand an der guten Verfaſſung ihres Herzens. Da ſie andern im Geſpräche ſo ſchöne Begriffe von der wahren Ehre beybringen, und mit der ächten Hoheit des Geiſtes ſo bekannt zu ſeyn ſcheinen, ſo verehrt man ihre erlangte Vollkommenheit; Wann ſie aber ſo gar das Kompliment, das man ihnen deswegen macht, mit einem beſcheidenen Auge und ſtillen Vorbeugung ſich abbitten, ſo betrachtet man ſie als Wunder der Weisheit, ob ſchon ihre Handlungen, wann ſie ſich zuweilen vergeſſen, ihre praleriſche Worte widerlegen, und ſie im Grunde verdorbene Leute ſind.

Bey erarmten Familien iſt Grosthun noch ein Theil der Nahrung. Ich habe mir von Fräulein erzälen laſſen, welche mit dem Schikſal, das ſie zu Waſſerſuppen und kalten Milchen auf alle Tage ihres ruhmvollen Lebens verdammte, ſehr wohl zufriden waren, wann man nur ihren guten Adel, und die Verdienſte ihrer vornehmen Anverwannten nicht in Zweifel zoge; und welche ſich nicht ſcheueten, die von Bürgersfrauen abgelegte Kleidungen um wohlfeilen Preis zu kauffen, wann ſich nur andere bereden lieſſen, ſie

rühren noch von der hochſeeligen Frau Tante her.

Alleine, ſind wir Menſchen nicht thöricht, daß wir gleich über die groſſe Meinungen, welche andere von ihrem Stand, Vollkommenheiten und andern Vorzügen haben, losziehen, und es faſt nicht ausſtehen können, wann ein anderer ſich auch etwas einbildet. Seynd wir vernünftig, und genugſam vor unſern Nuzen beſorgt, wann wir andern ihren Ehrgeiz zu benehmen trachten? Benehmet einmal dem Soldaten die Einbildung, daß ſein Stand der vornehmſte und geehrteſte ſeye, und ſehet alsdann, ob er ſich noch weiters entſchlieſſen werde, um einen geringen Sold ſich todt ſchieſſen zu laſſen. Laſſet einen Monarchen das Geſez in ſeinem Reiche verkündigen, daß künftighin keiner von Adel eine anſehnliche Stelle erhalten ſolle, wann er nicht die vollkommene Tüchtigkeit dazu habe, und ſezet alsdann den Fall, daß ſich die Edelleute aus Noth überwinden, und denen Wiſſenſchaften obliegen: Ich wette darauf, der Edelmann werde eine jede Beamtung ſeines Fürſtens, ſo bald er derſelben vorzuſtehen ſich im Stand finden wird, deſto eher der beſchwerlichen Uniform vorziehen, wann er auf einmal ſo klug werden, und alles nach ſeinem wahren Werth ſchäzen lernen ſollte. Und was machte man hernach aus eu-

ren Söhnen, Ihr Bürgerliche! Wünschet euch ja nimmermehr, daß sich der grössere Theil des Adels einfallen lasse, etwas zu lernen. Dann er würde euren Nachkömlingen die bequeme einträgliche Dienste wegnehmen, und doch die Hoheit seines Standes beybehalten, da hingegen alsdann eure Söhne, aus dem Besiz ihrer Väter vertrieben, ungeschliffene Bauerjungen in dem Kriegshandwerk unterrichten, die Unbequemlichkeiten des Soldatenstands fühlen, und eingestehen müßten, daß sie die gröste Sklaven unter der Sonne seyen.

Meine gemachte Eintheilung führt mich auf den Verleumder. Der Verleumder ist gemeiniglich im Grund ein Praler und hochmütiger Tropf, oder ein eigennüziger Mensch, oder ein guter ehrlicher Hausgenosse der heiligen Einfalt.

Wer dise oder jene gute Eigenschaft seines Nebenmenschen mit Eifersucht ansieht, und besorgt, daß die gute Meinung, welche die Leute von dessen Vollkommenheiten haben, seinem Stolz gefährlich seyn könnte, der begeht gern die Ungerechtigkeit, entweder die schöne Seite desselben mit dem garstigen Gift seiner Verleumdung zu besprizen; oder, wann er ja noch in etwas gerecht seyn will, und die gute Eigenschaften erkennt, so bedient er sich der List, dessen schwache Seite anzutasten, und

und durch Entdekung und Vergrösserung einiger Fehler sein ganzes Bild zu verunstalten.

Der Verleumder ist ein Räuber, weil er uns die Achtung anderer entzieht, und würde in einer Spartanischen Republik allemal den Tod verwirkt haben.

Ein alter Weiser wünscht, daß denen Verläumdern auf ihr Verbrechen wirkliche Strafen gesezt wären, wie den Dieben, weil sie uns die Freundschaft anderer stehlen.

Ein solcher Bösewicht greift ohne Ansehen der Person jedermann an. Wenn jemand von den Anwesenden weggeht, so lästert er auch über ihn. Er redt von Bluts- und Gemüths-Freunden Böses, und selbst die Todte finden in ihrem Grabe keine Freystatt vor seiner Zunge.

Wann die Menschen recht zufriden und vergnügt leben wollten, so beflissen sie sich, ein jeder von dem andern das Beste zu reden. Aber da müßten wir uns auf einer unvollkommenen Welt eine Art von Vollkommenheit vorstellen, wann wir fordern wollten, daß der Mensch keinen Eigennuz, Eitelkeit und Hochmuth mehr haben solle; dann eben dises sind die bittere Körner, aus welchen die Begierde, von seinem Nächsten übels zu reden, hervorkeimt. Dise böse Sucht läßt sich weder durch vernünftige Vorstellungen, noch durch

durch Geſeze aus dem menſchlichen Herzen ausrotten. Es geht faſt damit, wie mit dem Zweykampf. Leſet hundertmal zween jungen Martis-Söhnen, welche ſich mit einander rauffen wollen, die ſchöne und überzeugende Aufſäze eines **Richardſon** in der Geſchichte **Carl Grandiſons** und eines **Rouſſeau** in ſeiner neuen Heloiſe vor, und ſehet alsdann, ob ihr ſie dardurch bekehren werdet. Laſſet noch ſo viele junge Herren in Frankreich unter den Galgen vergraben, gleichwohl werdet ihr bald wieder von andern hören, die ſich, eines ſchlechten Weibsbildes wegen, geſchlagen, und gleiches Schikſaal erlitten haben. Vielleicht aber würde diſer raſende Unſinn dardurch am leichteſten geheilt werden, wann man anfienge, über eine ſo thörichte Handlung zu ſpotten, wann die Kameraden ſolche unwürdige Mitgeſellen verachteten, und wann endlich die groſſe Herren diſe Wahnſüchtige, durch Herabſezung von ihren Ehrenſtellen, oder, nach denen Umſtänden, durch gänzliche Verabſchiedung, und andere dergleichen Mittel, ihre Ungnade empfinden laſſen würden.

Und wäre diſes nicht auch ein fruchtbares Mittel, nach und nach die Verläumdungs-Sucht zu verbannen, wann ganze anſehnliche Geſellſchaften ſich zuſammen thun, und mit einander verabreden wollten, denjenigen vor ein ſchlechtes Mitglied, und ihrer Geſellſchaft unwür-

unwürdig zu erklären, welcher ſich unterſtehen würde, zur Verkleinerung ſeines Nebenmenſchens etwas zu reden oder zu thun.

Solche Geſellſchaften werden zwar ſelten angetroffen werden, und wird es ſchwer halten, eine Anzahl ſo uneigennüziger Menſchen-Freunde unter einen Hut zu bringen.

Der Hochmuth, das äreſte Laſter, treibt den eiteln Menſchen natürlicher Weiſe an, daß er immer gerechter und beſſer ſeyn will, als andere. Wie macht ers alſo, daß er ſich ein ſolches Anſehen gibt und ſeine Abſicht erreicht? Er verkleinert die Handlungen anderer; aus Leberfleken macht er den Krebs, und aus der Müke einen Adler. Gemeiniglich iſt er bey ſeinen Erzälungen alsdann ſehr beredt, weil ſich ſein Gemüth eröffnet, und von der natürlichen Neigung gleichſam getragen und unterſtüzet wird.

Schon bey denen alten griechiſchen und lateiniſchen Rednern findet man, daß ihre beiſſendſte und mit Tadeln a[illegible]lteſte Reden die beredteſten ſind.

Der Müſſiggang entzündet und ernähret auch diſes Laſter. Deswegen wird mehr in Städten, als auf dem Lande, und mehr vom weiblichen, als männlichen Geſchlecht gelä-ſtert. Ich habe mich ſchon öfters bald zu tode geärgert, daß unſere Frauenzimmer den Coffee in Geſellſchaften nicht ruhig trinken kön-

können, ohne sich über andere aufzuhalten; da muß vom Fürsten bis auf die Magd hinaus alles über ihre Zunge springen, und eine jede Handlung durch ihr Urtheil ihren wahren Werth und rechte Bestimmung erhalten. Eine jede betrachtet alsdann die Person, von welcher die Rede ist, aus ihrem Gesichtspunkten, und in der Beziehung auf Sie, und ihre Leidenschaften. — St*** schiene in den Augen Lorgens ein recht artiger und liebenswürdiger Mensch zu seyn, so lange er mit ihr freundlich that, und sie auf den Spaziergang abholte; seitdeme er aber mit Ebershardinen geht, so ist kein schlechterer Mensch zu finden als St***. Lorgen fängt an den Mund zu krümmen, und in seiner Abwesenheit ihn offentlich in Gesellschaft herumzunehmen; Hannchen, ein junges Ding, unterstüzt sie in ihren Verleumdungen; warum? St*** hat sie im Lustgarten nicht wahrgenommen, und ihr kein Kompliment gemacht; Friderike nennt ihn einen abgeschmakten Menschen, ohne alle Lebensart: Wissen Sie aber was Sie so erbittert auf ihn macht? Neulich hat sie einen neuen Schlamp zum erstenmal angehabt, und Er hat ihn nicht einmal in acht genommen, viel weniger gelobt; Caroline aber hielt ihn vor unbescheiden, weil sie ihn gestern Verse lesen lies, die Er, ohne zu wissen, daß sie ein

Werk ihres Wizes waren, abgeſchmakt hieß. Nun kame die Reihe an Frau Holmes. Diſe hatte den jungen Menſchen zwar niemal geſprochen, wohl aber einmal an ihrem Hauſe vorbeygehen ſehen; Weil nun ſein Vater, als ein ehrlicher Mann, zu einer ungerechten Sache ihr nicht behülflich ſeyn wollte, ſo mußte der Sohn, aus Rache, einen ſehr einfältigen und gezwungenen Gang haben. Frau Hallifax glaubte den Erzälungen derer Anweſenden gar gerne, und fügte noch hinzu, daß St*** ein Todfeind von allen Wiſſenſchaften und ein bekanndter Müſſiggänger ſeye, der allen Wiz auf ſeinen bordirten Röken herumtrage, und mit ſeinen abgeſchmakten Einfällen feinern Ohren gar beſchwerlich falle. Nun will ich ihnen aber entdeken, warum Frau Hallifax ſo übel auf den guten St*** zu ſprechen iſt. Der Oheim diſes jungen Menſchen iſt ein angeſehenes Mitglied in dem Ober-Vormundſchaftlichen Rath, den ſie im Verdacht hat, als ob er Gelegenheit dazu gemacht hätte, daß ihr in Verſchwendung des von ihr nuznießlich beſizenden Vermögens vaterloſer Waiſen Einhalt gethan worden.

Ohngeachtet nun St*** das gute Zeugnis ſeiner Vorgeſezten, und einer halben Stadt vor ſich hat, ſo haben ſie hier doch ein Beyſpiel, wie unverantwortlich man den gu-

guten Nahmen in leichtſinnigen Geſellſchaften in Verdacht bringen kan.

Viele hören ſich ſelbſt gern reden, und durch die Begierde, vieles zu ſchwazen, gerathen ſie unvermerkt in eine Gewohnheit, zu verleumden.

Viele haben in jüngern Jahren das beſte Herz, und beweiſen ſolches durch edelgeſinnte und erhabene Handlungen. Sie beſizen groſſen Verſtand, und ihre Urtheile werden als delphiſche Orakel verehrt. Nun fangen ſie aber an, ſich zu fühlen; der natürliche Stolz, welcher noch ganz unentwikelt in ihnen lag, rührt ſich, und kommt bey ſo groſſer Achtung, deren man ſie würdigt, in eine Gährung, ſie ſchwingen ſich, und verliehren ſich endlich in eine Höhe, die nur darzu dient, ihre Blöſe zu verrathen; Und ſo macht endlich ihr zunehmendes Alter und die damit verknüpfte Neigungen, daß ſich das gute Herz ausartet, und ihre Urtheile von den Handlungen der Menſchen, nicht mehr Menſchen-Freundlichkeit und Wahrheit, ſondern einen Eigenſinn und ſtrafbare Leidenſchaften zum Grund haben.

Hingegen gibt es wiederum andere, welche nur deswegen afterreden, weil ſie ſonſt nichts vorzubringen wiſſen, oder es oft gar vor ſchön, und vor einen Theil der Lebens-Art anſehen, wann ſie einem jeden Vorüber-

gehen-

gehenden eins anhängen, und auf eine so unanständige Weise ihren armseeligen Wiz auf Unkösten eines Menschen, der ihnen vielleicht in seinem Leben nichts zu leid gethan hat, recht lebhaft spielen lassen können. Und diser Wizlinge sind viele, weil bey nahe niemand von unsern jungen Leuten, besonders von dem schönen Geschlecht, davon ausgenommen ist. O böse Gewohnheit, du würdige Tochter einer schlechten Erziehung, wie nahe würdest du deinem Untergang seyn, wann man sich einmal entschliessen möchte, bey der Auferziehung der Kinder, den menschlichen Willen lenksamer, und den Verstand aufgeklärter zu machen! Lasset eure Töchtern bey Zeiten gute Bücher lesen, und beschäfftiget Euch selbsten mit der Bearbeitung ihrer Vernunft und Bildung eines guten Herzens, und alsdann werdet ihr mir eingestehen müssen, daß eingepflanzte gute Grundsäze, und beygebrachte hohe Empfindungen vor eine wahre Ehrliebe, das kräftigste Verwahrungs-Mittel wider alle Versuchungen und Thorheiten seyen. Vor die Hoheit einer solchen Seele würde es gewis eine sehr unedle Beschäfftigung seyn, den Nebenmenschen sich zum Vorwurf seines Gespöttes zu machen. Statt des Spielens und des noch weit unverantwortlichern elenden Geplauders, würden alsdann unsre Schönen mit allem Ernste bemühet seyn, durch

durch nüzliche Gespräche ihren Verstand zu erweitern.

Die junge Herren müßten eine edlere, und vernünftigen Geschöpfen anständigere Art erwählen, das schöne Geschlecht zu unterhalten, und dessen Gewogenheit sich würdig zu machen. Sie würden hernach nimmer genötiget seyn, auf eine Menge von Kleinigkeiten zu sinnen, und seichte Galanterien vorzusumsen, wann sie dem Frauenzimmer belebt scheinen sollen; auch würde alsdann der verächtliche Karakter eines Pedanten ihnen nicht mehr beygelegt werden, wann ohngefehr eine vernünftige Redensart ihren Lippen entfällt.

Eine ganz besondere Art von Verleumdern machen diejenige aus, welche nicht in der Absicht Böses von dem andern reden, damit sie ihme dardurch schaden, sondern damit sie sich aus dem Verdacht sezen mögen, mit ihme bekanndt zu seyn.

Lucill, ein Mensch von geringer Herkunft und kleinem Verstand, aber doch ein Projektenmacher, sieht sich im Zimmer um, ob kein Bedienter, oder sonst ein Fremder um den Weg seye, und alsdann nimmt er auf eine sehr vertrauliche Art seine zween gute Freunde bey der Hand, klagt über die weitaussehende Zeiten und die Ungerechtigkeiten des königlichen Premier-Ministers; er fängt

an, die häßliche Seite deſſelben abzuſchildern, und über ſeine ſchlechte Handlungen patriotiſch, und vielleicht mit Zuſäzen, zu eifern, daß ſeine gute Freunde ihn vor einen guten Bürger und ehrlichen Mann halten mögen. Trauen Sie ihm aber nicht, meine Herrn! er iſt ein Speichelleker der Groſſen, und alle Abende läßt man ihn in einem Tragſeſſel an gewiße Orte abholen, um einen Gebrauch von ſeinem ſchlechten Herzen zu machen.

Dorinde will die Vermuthung eines vertraulichen Umgangs mit dem Herrn v. H. ihrem Nachbar dardurch abwenden, wann Sie bey ihren Freundinnen das Lächerliche an ſeiner Aufführung und ſeine kleine Perſon ſpöttiſch beſchreibt, wann ſie ſeinen Geiz und Unempfindlichkeit gegen die Frauenzimmer abſchildert, wann ſie ihnen endlich ſeine ſchlechte Art zu leben und ſeinen Stolz dardurch begreiflich machen will, daß ſie ihnen die Verſicherung gibt, er habe als ein Nachbar ihr noch niemal ſeinen müſſig ſtehenden Wagen zur Spazierfahrt angetragen. Allein Herr v. H. hat viele gute Freunde, denen er, bey einem Glas fremden Weins, ſeine Geheimniſſe anvertraut; was Wunder alſo? daß Dorinde verrathen war, die ſonſt ſo liſtige Dorinde.

Eine der gefährlichſten Arten von Verleumdungen iſt wohl diſe, wann man ſich vor-

vorher, ehe man wirklich läſtert, feierlichſt verwahrt, daß man über ſeinen Nebenmenſchen nichts Böſes reden wolle, man habe ein Mitleiden, und gar keine Freude an ſeinen Fehlern, ein jeder habe vor ſeiner Thüre zu kehren; allein man habe doch gleichwol von ſicherer Hand, (wobey man dem andern auf eine beſcheidene Weiſe mit einer betrübten Mine, ganz leiſe in die Ohren liſpelt,) daß ſich diſe oder jene Sache ſo und ſo verhalte. Je vornehmer die läſternde Perſon iſt und je mehr Achtung man vor ſie hat, um deſto nachtheiliger iſt ihr Urtheil und ihre Erzälung vor denjenigen, von dem die Rede iſt.

Es gibt Fälle, in welchen man ſich wegen fehlgeſchlagener Abſichten nur durch Verleumdungen ſchadlos zu halten ſucht.

Schlendrianus hilft einem Jüngling zum Amt, in der geheimen Abſicht, ſeine Tochter zu verſorgen; weil der Jüngling aber diſes nicht verſtehen will, ſo gibt Schlendrianus über ihn aus, er verſtehe nichts.

Es iſt thöricht, daß man den Verleumder ſo gerne hört. Man empfindet freylich bey den Entdeckungen der Fehler anderer Menſchen eine gewiſe ſchmeichelhafte Beruhigung, die, nach dem Ausdruk eines berühmten Teutſchen, der Theolog ein zufridenes Gewiſſen, der Philoſoph das innere Bewußt-

ſeyn eigner Vollkommenheiten, und ein Unpartheyiſcher einen menſchenfeindlichen Stolz nennt. Allein, wann man bedächte, daß der Läſterer, wie in unſerer Gegenwart von andern, alſo auch in unſerer Abweſenheit von uns, böſes ſprechen werde, ſo würde man ihm gewis nicht mehr ſo gerne zuhören, ſondern verachten.

Gemeiniglich entſteht die Verleumdung bey Perſonen gleichen Standes aus Eiferſucht und Mißgunſt.

Niemand iſt behender, über die Liebe überhaupt, und beſonders über die Geſellſchafts-Fräulein der groſſen Herren ſich aufzuhalten, als die Bettſchweſtern und alte Buhldirnen. Der Hochmüthige und Ehrgeizige entrüſtet ſich am meiſten, wann man einem Fremden ein angeſehenes Amt anvertraut, zu deſſen Bekleidung er ſich weit würdiger hielte.

Wann man bey ſich ſelbſten des Gegentheils der Verleumdungen überzeugt iſt, und grosmüthig denken kan, ſo lacht man darüber.

Wann man aber unſchuldiger Weiſe durch üble Nachreden unglüklich gemacht wird, ſo verdient man Mitleiden.

Gleichwie es eine Regel vor den Ehrſüchtigen iſt, daß er gegen gröſſere ſich unterthänig, und gegen gleiche und niedrigere freundlich

lich und höflich bezeigt, alſo ſolle man ſichs auch zur Maxime machen, von jedermann gutes zu reden.

Wann wir auch keine Wiedervergeltung auf Erden glauben, ſo machen wir uns doch durch ein beſcheidenes und billiges Betragen keine Feinde; wir vermehren gar vielmal die Anzahl unſrer Freunde, wann wir Muth genug haben, dem Läſterer zu widerſprechen, und den Raub ſeinen Zähnen zu entreiſſen. Iſt man aber zu höflich, ihme gerade zu widerſprechen, ſo kan man ſeine Auſſage auf ſich beruhen laſſen, im Gegentheil aber auch dasjenige von dem Verleumdeten offentlich anzeigen, was man gutes von ihm weiß.

Nun will ich vom Komplimentenmacher reden, nicht in Abſicht auf ſeine Stellungen, ſondern in Abſicht auf die Worte, deren er ſich bedient.

Ein Kompliment iſt eine mündliche Verſicherung, daß man den andern hochſchäze.

Die Ausdrüke des Kompliments ſind ſehr verſchieden, je nachdem die Abſicht iſt.

Entweder macht man ein Kompliment gegen einen andern aus wirklicher Hochachtung, ſo iſt es ehrerbietig und aufrichtig; oder man macht es aus Schuldigkeit, wegen des Standes und des Bezugs, in welchem man mit derſelben Perſon ſteht, und alsdann

ist es wiederum ehrerbietig, aber erzwungen und falsch; oder man macht einem ein Kompliment, bis man hat, was man will, und alsdann ist es eigennüzig und zum Theil niederträchtig; oder man macht es aus Gewohnheit, und alsdann zeigt man, daß man Lebensart habe, und, nach der Mode, so gut thöricht seyn könne, als ein anderer.

Die Versicherung eines Geringern, daß er vor einen Höhern Hochachtung habe, ist löblich, wann es sein wahrer Ernst ist. Nur müssen die Redensarten nicht übertrieben, sondern der Person angemessen seyn, mit der man redt. Thut man der Sache zu viel, so hält einen der Weise vor thöricht; thut man aber zu wenig, so wird man vor einen Menschen gehalten, der keine Art zu leben weiß.

Ein Mann, der sich hervorthun, und in der grössern Welt zeigen will, hat sehr nöthig, auf die Ausdrüke zu sinnen, in welchen er dem andern etwas verbindliches sagen will. Er muß die Gedenkensart und die Leidenschaften des andern genau wissen, um das rechte Maas zu treffen. So viel aber ist richtig, daß er, im Zweifel, allemal weniger fehlt, wann er höflicher ist, als er eigentlich seyn sollte. Es ist einmahl der natürliche Stolz und Hochmuth des menschlichen Herzens so groß, daß auch der ernsthafteste Mann

mit

mit der Staats-Peruke ein heimliches Vergnügen in ſich empfindet, wann wir auf eine ehrerbietige Art ihme Verſicherungen von unſerer groſſen Hochachtung geben, ob er gleich nicht darfür angeſehen ſeyn will, daß er auf ſolche Kleinigkeiten achte. Ein wohlangebrachtes Kompliment hat oft Wunder gethan.

Pankraz, ein geſchikter ehrlicher Mann, von ächtem teutſchen Schroot und Korn, iſt ein Todfeind von Komplimenten, er weiß von ihrer Ueberflüßigkeit vortreflich zu moraliſiren, er behauptet, daß nur der Fleiß und die Geſchäfte den brauchbaren Mann machen, und daß man nicht nötig habe, viel gute Worte und Komplimenten um dasjenige auszutheilen, was einem von GOtt und Rechtswegen gehöre; das Glüke werde einen endlich ſchon noch ſuchen, und der Triumph über die beſiegte Unbilligkeiten werde nicht ausbleiben; Es ſeyen noch graue würdige Männer da, die mehr auf Verdienſte, als auf Worte ſehen. Der ehrliche Pankraz hat recht, und ſo ſollte es freylich ſeyn. Wird er aber die Welt anders machen? Man läßt es ihn fühlen, daß er zu ſolcher Veränderung zu unmächtig iſt. Man befördert alle ſeine Kollegen, ob er gleich der tüchtigſte iſt. Er kennt die graue würdige Männer nicht recht, wann er nicht von ihnen glaubt, daß ſie auch gern verbindliche Worte hören. Er wird alſo ſein Leben bey der

Kontrole beſchlieſſen müſſen, und ein Märtyrer ſeiner übelangewendeten Standhaftigkeit werden.

Man nimmt wahr, daß Subalternen ihre Hochachtung vor ihre Vorgeſezte gemeiniglich nach dem Anſehen einrichten, das ſich dieſelbige ſelbſt geben. Der ſtille arbeitſame verdienſtvolle Rath, deſſen Seele zu gros iſt, als daß ſie ſich durch ein eitles praleriſches Weſen bis zum Beifall niedrigerer Seelen herablaſſen ſollte, wird lange nicht ſo hochgeachtet, als ein Schreyer.

Eine Demüthigung vor den leztern, und eine wiederfahrende Gerechtigkeit vor den erſtern würde es ſeyn, wann man im äuſſerlichen Bezeugen einem Rath begegnete, wie dem andern. Der Fürſt hat einen dazu gemacht, wie den andern, und fordert gleiche äuſſerliche Achtung. Die innerliche Hochachtung ſteht zu eines jeden Belieben, ſo lang keine Gedankenſteuer errichtet wird.

Je unwürdiger ein Vorgeſezter iſt, um deſto mehr wird er auf den ſchuldigen Reſpekt dringen.

Ein Untergebener iſt auch darzu verbunden, weil es ſein Fürſt iſt, der ihn dazu gemacht hat.

Der Adel hat gewiſe Vorzüge, und unter andern iſt es auch diſer: daß man ſich anderer

derer Wörter gegen Ihn bedient, wann man eben das zu ihm ſagen will, was man zu andern ſagt. Nun das kan man ja thun, und man iſt es allerdings ſchuldig. Der Adel iſts, der zur Verherrlichung des Fürſtens dient, und Er ſelbſt iſt der Vornehmſte des Adels. Wann ich alſo den Adel ehre, ſo verehre ich in ihm meinen Fürſten. Jedermann aber wird hier von ſelbſten einſehen, daß ich hievon jene adeliche Müſſiggänger ausſchlieſſe, die gar keine eigene Verdienſte beſizen. Wann man ſolche Laſten der Erde gnädige Herren nennt, ſo iſts eben, als ob man den Küſter zu Querlequitſch Sr. Hochwürden hieſſe.

In ältern Zeiten wußte man von Komplimenten nichts. Wann man einen ſeiner Freundſchaft und Dienſte verſicherte, ſo durfte er ſich darauf verlaſſen. Vor diſem grüßte man den König kurz weg, aber man ehrte ihn von ganzem Herzen; Nun aber will man vor den Göttern der Erde in den Boden ſinken, und weiß bey nahe keine Worte mehr, die demütig genug ſind, wann man mit dem Geſalbten redt; und im Herzen denkt man oft klein von Ihm.

Bey den Groſſen der Welt iſt es eine Gewohnheit, daß ſie einander durch Abgeſandte Komplimente machen laſſen. Wie ernſt es ihnen allemal ſeyn mag, wann zwiſchen den

Höfen ein Misverſtändnis herrſcht, kan man urtheilen.

Auf Reichs- Wahl- und Krönungs-Tägen iſt man in diſem Stüke ſehr behutſam, damit man dem Herrn Principal nichts vergibt.

So lächerlich die Sache an ſich iſt, ſo ſehr hat ein groſſer Herr darauf zu ſehen, daß er Leute zu ſolchen Verrichtungen braucht, die ihren Poſten ausfüllen.

Nur das iſt betrübt, daß ein übelgerathenes oder nicht gut aufgenommenes Kompliment oft die Urſache ſeyn ſolle, warum ganze Nationen einander die Hälſe brechen müſſen.

Ein ehrgeiziger Menſch, wann er mit der ſchwarzen Galle geplagt iſt, hat immer die Wage in der Hand, um, ſo bald er mit ſich eins iſt, wie ſchwer das Compliment ſeyn ſolle, das er dem andern machen will, daſſelbe genau abzuwägen. Glaubt er aber, er habe dem unwürdigen **Soſtris** das Gewichte zu ſchwer gegeben, ſo iſt er eine ganze Woche lang traurig; hat ers aber dem würdigern **Milo** zu leicht gemacht, ſo iſts ihm wieder nicht recht, und der Verdrus geht ihm nach, indem er ſeine Rache, oder wenigſtens Schande davon zu haben beförchtet, daß er nicht zu geben und zu nehmen wiſſe.

Ein Mann hingegen von ſanguiniſchem Temperament, wann er dabey noch eine kleine Miſchung von Phlegma hat, iſt der luſtigſte und ungezwungenſte Komplimentenmacher. Jedermann in Geſellſchaft hat ihn gern, weil er gegen alle höflich und freundſchaftlich iſt. Man iſt von ihm verſichert, daß es aus keinem Vorſaz zu beleidigen geſchieht, wann er einem andern das Kompliment nicht ſchön genug gemacht hat; andere darfen auch freyer mit ihm umgehen, und alle haben mehr Herz zu ihm, weil man von ihm weiß, daß er nicht empfindlich iſt.

Oft gelten die Komplimenten vor baar Geld.

Höhere laſſen ſich gegen Niedere niemal ſo weit herunter, und ſagen ihnen ſo verbindliche Dinge vor, als wann ihnen leztere das Angelehnte wiederum abfordern, da muß eine Verſicherung der Gnade und Freundſchaft den Mangel des Gelds erſezen.

Die gnädige Frau von Xpſelon wird von dem Hofrath X. erſucht, ſein Kind aus der Taufe zu heben; ſie thuts, ſie beſucht die Frau Wöchnerin, und jedermann rühmt die leutſelige Dame; aber was hat ſie dem Kind zum Pathengeld gegeben? Nichts. O das lieſſe zu gemein. Nein: Geld gibt ſie nicht, aber alle Tage einen gnädigen Grus. Frau

von Xpselon kommt auch in die Wochen, und bittet den Herrn Hofrath X. zum Pathen. Er gibt der Frau Wöchnerin und dem Kind gewöhnlicher massen das Geschenk. Der Hofrath zeigt, was Sie neulich zu thun gehabt hätte. Nun wird Sie gerührt seyn, und es nachholen. Weit gefehlt! Ists dann nicht genug: er hat ja einen gnädigen Grus bekommen; wegen des Ueberschikten aber dankt Sie vor seine Attention, und macht durch den Bedienten Ihr gros Kompliment.

Keine Komplimente kommen ein aufrichtiges Herze theurer zu stehen, als die man seinem Feind und Verfolger machen muß.

Pankraz läßt sich lieber abschaffen, ehe er das thut; Wer aber gemässigtere Leidenschaften, und entweder recht gute oder recht verdorbene Grundsäze hat, macht offenbaren Feinden das Kompliment.

Als die Römische Republik noch im Flor ware, so suchte man zu jedem Amt den Mann; und, wann mehrere sich um einen Dienst bewarben, so erhielt ihn, ohne weitere Absichten, der würdigste.

Neulich wurde eine Stelle erledigt, welche eine gewise Rathsversammlung zu ersezen hatte; Le Vent, ein Baskonier, trug das Amt davon, und der geschikte ehrliche Travaux kame nicht einmal in den Vorschlag.

Ich

Ich fragte ein Mitglied des Raths um die Urſache, und bekam die Antwort: er hat uns auch kein Kompliment darum gemacht. O! dachte ich: das iſt keine Römiſche Antwort!

Wir leben freylich nimmer in denen Zeiten, da man einem die Aemter aufdringt. Man muß ſich Mühe geben, und die Mittel zu Erhaltung ſeines Endzweks heut zu Tage anwenden, in ſo fern ſie dem Karakter eines ehrlichen Manns nicht Schande machen. Es wäre in allweg gröſſere Ehre vor die Menſchen, wenn ſie mehr nach der Gerechtigkeit, als nach Leidenſchaften handeln wollten, und möchte man bey manchen Gelegenheiten den Wunſch thun:

Komm wieder güldne Zeit, komm wieder Zeit der Alten,

Da Recht und Redlichkeit und Menſchen-Liebe galten.

Keiner iſt niederträchtiger in Komplimenten gegen Gröſſere, als der Schmeichler; aber auch keiner iſt troziger gegen Niedrigere, und ſtolzer gegen ſeines gleichen, als er. Ich werde hernach mehrers von ihme reden.

Die Komplimente aus Gewohnheit machen einen groſſen Theil des Vertrauens aus, das

das man zu der Lebensart desjenigen hat, der ſie vorbringt.

Worte haben ſchon oft die Lüken ausfüllen müſſen, da eigentlich Verdienſte ſeyn ſollten.

Je beredter einer in der Kunſt iſt, etwas zu ſagen, woran weder der Verſtand noch der Wille einen Antheil hat, um deſto beliebter iſt er.

Sonſt grüßte man einander, wann man ſich begegnete; man ſeegnete ſich und empfahl ſich dem Schuz GOttes, ehe man ſich in Geſellſchaft ſezte; nun aber empfielt ſich ein Menſch dem andern, und es iſt ihm darzu nicht allemal Ernſt.

Es iſt was abſcheuliches, daß ſich der Saz durch die Gewohnheit rechtfertigt, man ehre den andern mehr, und ſchäze ihn höher, wann man ſich ihme empfielt, als wann man ihm die Gnade GOttes wünſcht, und ihn freundlich grüßt.

Wann man der Bedeutung diſer Wörter, nach ihrem eigentlichen Verſtand, nachdenkt, ſo verſpielt allemal der Vornehmere dabey, und der Geringere gewinnt. Diſer empfielt ſich jenem ganz gehorſamſt, und bekommt darvor einen guten Abend, GOttes Grus, und eine geſeegnete Malzeit. Kommt nun beedes in Erfüllung, ſo wollte ich lieber

mit

mit dem Geringern halten, da auſſer dem der Vornehmere noch eine Verbindlichkeit auf ſich nimmt, wann er ſich den andern wirklich empfolen ſeyn laſſen will.

Ein jeder weiß bey ſich ſelbſten, daß er ſeine meiſte Komplimente daher plappert, wie der abgerichtete Papagey, und daß er weiters nichts dabey denkt. So bald aber ein anderer ihm Komplimente vorplaudert, ſo glaubt er gleich, es ſeye ihm Ernſt, und der Schwäzer wolle aus Hochachtung gegen ihn zerflieſſen.

Wann die Gröſſere überlegen möchten, und es glauben könnten, daß man ſie durch Komplimenten am meiſten mißbrauche, ich weiß gewiß, ſie würden nicht mehr ſo begierig darnach ſeyn.

Ein übertriebenes Kompliment gereicht dem zur Schande, ders macht, und dem zur Verkleinerung, ders bekommt.

Ich möchte es nicht verſuchen, meine Vorgeſezte der göttlichen Vorſicht laut zu empfelen, oder ihnen in Gegenwart anderer einen guten Tag zu wünſchen, ohne Gefahr zu lauffen, daß man mich entweder vor raſend oder vor grob halten werde. Einen unterthänigen Diener vor ſie hingeworfen, wird erwünſchtere Wirkung thun.

Es gibt Leute, die lieber fünfzig Thaler geben würden, als daß ſie in gewiſen Fällen jemand ein Kompliment machten; es gibt aber hingegen wiederum andere, die es vor ſo viel Pfenninge mit kaltem Geblüte thun.

Wann der Gebrauch eingeführt würde, daß ein jeder dem andern ſchriftlich geben müßte, zu was er ſich in ſeinen Komplimenten verbindlich macht, und man bey einem beſonders angeſtellten Gericht einen zu Erfüllung ſeines Verſprechens wirklich anhalten könnte, alsdann würde man erſt abſehen können, wem es ein Ernſt war.

Es iſt ein guter Einfall von denen Franzoſen, daß ſie ihre Komplimente ganz kurz machen, daß ſie die Geſellſchaften beſuchen, und wiederum abgehen, ohne ſich zu empfelen.

Im Gegentheil ſind die Teutſche thöricht, daß ſie ſich ſelbſt untereinander an vielem Vergnügen durch die Komplimente hindern.

Ein mancher iſt ſchon in die Geſellſchaft gegangen, um ſich luſtig zu machen, und ganz ohne Zwang aufgeräumt zu ſeyn; wie ſehr aber hat ihn oft ein junger Menſch daran gehindert, wann er ihn unaufhörlich mit Komplimenten bombardirte.

Bey diſer Gelegenheit muß ich eine kleine Erinnerung an diejenige Männer thun, welche anſehnliche Aemter bekleiden, daß ſie ihre hohe

hohe richterliche Amts-Mine und ihren Raths-Stolz nicht in Gesellschaften mit sich nehmen, sondern sich zu Subalternen und andern auf eine anständige ihnen unnachtheilige Art herablassen mögen, um andere und sich selbst in keine unangenehme Verlegenheiten zu sezen.

Oft sind die schlechte Sitten und einschüchternes Wesen der Geringern daran Schuld, daß die Höhere sie gerne in einiger Entfernung von sich halten. Da sollten aber, nach meinem Erachten, die Vornehmere denen furchtsamen Geringern durch ein edles Betragen und eine gesprächige Freundlichkeit einen Muth zu machen suchen. Ich weiß gewis, sie würden Eigenschaften bey ihnen entdeken, die ihrer Höhe und guten Meinung von sich selbsten nicht unwürdig wären.

Der ausgemachte vollkommene Rath ligt oft lange schon im Sekretär, uud hat er zur wirklichen Existenz und rechten Entwikelung nichts nötig, als das Machtwort seines Fürsten.

Keine Subordination ist strenger, als die beym Kriegswesen. Gleichwol hört sie am dritten Ort auf, und der Hauptmann mit seinem Lieutenant ist dorten Cavalier, so gut, wie sein Obrister. Der vernünftige Obriste wird sich keine besondere Vorzüge herauszunehmen suchen; der vernünftige Subalterne

aber

aber wird in dem freyſten Betragen ſeinen edlen Obriſten dannoch nicht mißkennen, ſondern durch ein verbindliches Wort, durch eine ſtille Vorbeugung und eine beſcheidene Zurükhaltung am rechten Ort ſeine Hochachtung gegen ſeinen Vorgeſezten gleichſam unvermerkt und ohne Zwang beweiſen. Und alſo entſteht das geſellſchaftliche Vergnügen bey beeden Theilen, wann der Gröſſere ſich in eine gewiſe Tiefe herabläßt, und der Kleinere in eine gewiſe Höhe ſich ſchwingt, bis ſie ſich beede in einem freundſchaftlichen Punkt berühren, von welchem ein jeder ſich gleichbald wieder zurükziehen kan, wann es der Dienſt erfordert.

Die Komplimente der Teutſchen, und beſonders in Reichs Stätten, ſind faſt unerträglich, weil ſie ſo lang ſind, und doch immer auf einen Schlag.

Frau P*** kommt zu Frau Orgon auf einen Beſuch, und fängt gleich an: ſie habe nicht unterlaſſen können, die Ehre zu haben, der Frau Orgon ihre gehorſame Aufwartung zu machen; wann ſich alles wohl befunden habe, ſeitdeme ſie das Vergnügen nicht mehr gehabt habe, Sie zu ſehen, ſo ſeye es ihr höchſt angenehm zu vernehmen. Frau Orgon bezeugt hierauf ihre Verbindlichkeit, und ſchäzt ſich ſehr glüklich, die Frau P*** bey ſich zu ſehen, und fragt gleich, ob ſich alles

zu Haus wohl befinde? Nach einigen Minuten sieht Frau P*** die Anstalten zu einem Caffe machen; sie erschrikt, und hofft nicht, daß man sich wegen ihrer in Unkosten sezen werde. Frau Orgon sagt: Sie werden doch etwas weniges bey mir genieſſen. Der Caffe kömmt; Frau Orgon zweiffelt, ob er gut seye, nur damit sie ein Kompliment bekommen möge. Frau P*** bezeugt, daß er ausnehmend gut seye, und sie seit langer Zeit keinen solchen vortreflichen Caffe getrunken habe. Sie trinkt zwey Tassen, und stürzt, oder legt das Löffelgen quer oben über — Ey, sie trinken doch noch eine Tasse; zwar er wird gewis nicht gut seyn. O nein, ich bitte gehorsamst um Vergebung, er ist recht delikat, er ist nur zu stark; ich bin nicht im Stand — Man bringt eine weitere Tasse; sie macht ein Kompliment, lacht ein wenig, nimmt sie und trinkt, und so läßt sie sich, unter heftigerer Wiederholung der Komplimente, die vierte Tasse anzwingen, unter der Versicherung, daß sie in ihrem Leben nicht so viel getrunken habe. Die Lügnerin! Schon oft hat sie zu Hause, da sie allein war, sechse getrunken. Jezt wird gefragt, wie sich die Frau Tochter in F*** befinde? was der Friz mache, das gute Kind? Ob es die Blattern gehabt habe? Man erzält einander, was es vor böse Zeiten seyen; was man heut zu Tage mit de-

nen Mägden ausſtehe; die Fehler des Nächſten werden nach der Länge und Breite entdekt, und erbauliche Anmerkungen gemacht: man ſagt einander Heimlichkeiten ins Ohr, die man nicht gerne vermehrt wiſſen möchte; doch weiß ſie des andern Tages die halbe Stadt, aber nur von Ohr zu Ohr. Frau P*** macht Mine aufzuſtehen, und will ihr Frauenzimmer-Geſchäft zuſammen paken. Sie werden doch nicht ſo eilen; Sie ſind eben freylich in der Langenweile bey mir — Ich bitte gehorſam um Vergebung, wann das Langeweile iſt! Ich beförchte, Ihnen zu lange beſchwerlich zu ſeyn, und ich habe ein Kleines zu Haus. Man bleibt wieder eine Stunde beyſammen ſizen: endlich ſchlagt die allgemeine Aufbruchs-Stunde in allen Beſuchen: Man hat izt die Ehre, den gehorſamen Abſchied zu nehmen, und vor den genoſſenen guten Caffe zu danken; man bittet nochmals um Vergebung, daß man ſo lange beſchwerlich geweſen; man bittet ſich die Ehre auch aus; wann mans gütigſt erlaubt, ſo wird man ſo frey ſeyn, man wird es vor eine Schuldigkeit anſehen, ſeine gehorſamſte Aufwartung zu machen; man empfielt ſich gehorſamſt, und hat die Ehre, dem Herrn Gemahl ſein gehorſames Kompliment zu melden; man empfielt ſich wieder, und wiederholt nochmalen die gehorſamſte Dankſagung, und alsdann

dann geht man ab. Das ist izt nur eine Person. Nun stelle man sich eine grosse Gesellschaft von zehen und mehrern Personen vor, und mache den Schlus, wie stark das Geschnatter seyn müsse, und wie lang die lezte Person zu warten habe, bis die Reihe an sie kömmt, sich ihrer Komplimente zu entschütten.

Dise erlangte Fertigkeit in Komplimenten macht die Frauenzimmer in Städten so stolz, daß sie sich über die Töchtern des Landes erheben, da doch die Redensarten der leztern oft viel natürlicher sind.

Wann ichs aufrichtig sagen darf, so sind die Komplimenten eine schöne spanische Wand, hinter welche sich die Dummheit verbergen kan.

Wann ein Frauenzimmer sich nicht getraut, eine geschikte Antwort auf eine Frage zu geben, so neigt sie sich, und läßt nicht selten den Fragenden im Zweifel, ob sie aus Unwissenheit oder aus Bescheidenheit ein Kompliment mache.

Ich bitte um Vergebung! Sie sind schlimm! Sie belieben zu scherzen! Das haben sie gut gemacht! O nein! Ja! ich weiß nicht! Das sind oft die einzige Reden, die man in einem ganzen Nachmittag hört, wann ich die Sprüchwörter, und undeutliche nicht

zuſammenhängende Fragmente aus geheimen Hiſtörchen ausnehme.

Wer zu ringfügigen Dingen aufgelegt iſt, kan in vier und zwanzig Stunden alle Stadt-Komplimenten auswendig lernen, welche doch den groſſen Unterſchied zwiſchen den Stadt- und Land-Mädchen beſtimmen ſollen.

Ein heutiger Dichter muß den Unterſchied auch nicht groß gefunden haben, wann er ſingt:

Die Mädchen, wann ſie gleich das Dorf erzogen hat,

Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Die Redensarten, die man in der Jugend lernt, um ſie in der Geſellſchaft herzubeten, ſind ein Schandfleck der menſchlichen Vernunft.

Ein Papagay ahmt die Stimme und Worte der Menſchen nach, und bey allen Gelegenheiten ſagt er in etlichen Minuten her, was er in ſeinem ganzen Leben gelernt hat, ohne weder zu wiſſen, was er ſagt, noch vor den, mit welchem er redt, eine beſondere Empfindung zu haben. Das iſt ein Thier.

Eine Anwendung auf den Menſchen zu machen, kömmt mich ſchwer an, weil mich die beſondere Ehrforcht vor das ſchöne Geſchlecht faſt daran hindert. Zwar werde ich

den

den vernünftigen Theil von demſelben immer auf meiner Seite behalten. Und welche wird nicht glauben, vernünftig zu ſeyn? Es wird mich alſo keine anfeinden, weil ſich keine getroffen finden wird.

Wann man doch eine Sprache verſteht; wann man die geſunde Vernunft hat; wann man weiß, mit wem man reden ſoll; wann man erkennt, was in dieſem Fall theils geſagt werden muß, theils unſre Neigung an die Hand gibt; wann man zwanzig Jahre zehlt; kurz: wann man ein Menſch iſt, warum iſt man doch ein Papagey?

Der berühmteſte Redner unter denen Römern ſagte, er verwundere ſich, daß zwey Vogelſchauer ſich des Lachens enthalten können, wann ſie ſich begegnen. Das iſt noch wenig.

Weit erſtaunenswürdiger iſt es, woher einige vernünftige Mitglieder in einer Verſammlung von Frauenzimmern ſo viel Stärke nehmen, weder zu lachen, noch zu weinen, wann der Plazregen von Komplimenten fällt. Da werden die Götterſprüche, worauf ſie von der Frau Mamma beeidigt ſind, ſo gewiſſenhaft ausgepakt, daß man nicht weiß, ob man ſich mehr über die Standhaftigkeit der Zuhörenden, oder über das Gedächtnis der Rednerinnen, oder über die ewige Gleichheit der Ausdrüke, oder über die Einfalt und

Unwahrheit der Sache ſelbſt verwundern ſoll.

Uebrigens iſt bey diſen Zeiten doch nichts beſſers zu erwarten. Wer ſollte es wohl wagen, ihnen diſes Vorrecht, diſen weſentlichen Karakter zu rauben, ohne ſie zu gleicher Zeit zu ſtummen Gözenbildern zu machen. Verbietet ihnen einmal zur Luſt die Komplimente, ſo werdet ihr in eurem Haus eine Pantomime ſpielen ſehen.

Genug von Komplimenten. Izt von Schmeichlern. Schmeichler und Heuchler können in eine Klaſſe geſezt werden, dann ſie lügen beede, und verſtellen ſich.

Die Schmeicheley iſt ein ſchändliches Gewerbe, welches nur dem Schmeichler nüzlich iſt.

Jener Grieche ſchon hat ihn alſo beſchrieben:

„Ein Schmeichler iſt derjenige, der, wenn „er mit einem geht, zu ihm ſagt: Sehen „Sie nur, wie jedermann auf Sie ſieht. „In der ganzen Stadt wiederfährt diſes Ihnen nur allein. Geſtern wurde ſehr viel „Gutes von Ihnen geſprochen, und doch „konnte man Ihr Lob nicht erſchöpfen. Es „waren unſeret mehr als dreiſſig beyſammen. „Von ungefehr kame die Frage aufs Tapet, „wer wohl der redlichſte Mann in der ganzen „Stadt ſeye? Und alle dreiſſig nannten „Sie.

„Sie. Tausend dergleichen Sachen sagt er „ihm vor. Er ist gewohnt, seinem Gönner „alle Unreinigkeiten von dem Kleid wegzu„bürsten. Wann ihm der Wind Spreu in „die Haare oder in den Bart geweht hat, so „nimmt er solche ab, und sagt mit einem „freundlichen Gesichte: sehen Sie doch, wie „grau ihr Bart in denen zween Tagen wor„den ist, als ich Sie nicht gesehen habe, da „Sie doch ihren Jahren nach schwärzere „Haare haben sollten, als keiner. Wann „sein Gönner zu reden anfängt, so legt er al„len andern ein Stillschweigen auf, und zwingt „sie, alles vortreflich zu heissen, was er vor„bringt. So bald er zu reden aufhört, ruft „der Schmeichler allemal aus: das war un„vergleichlich! Geschieht es, daß er einen sehr „frostigen Scherz hervorgebracht hat, so gibt „er ihm dannoch Beifall. Ja wenn er auch „gar keine Lust zu lachen hat, so hält er doch „das Schnupftuch vor den Mund, als wann „er das Lachen nicht halten könnte und doch „nicht laut ausbrechen wollte. Wann er ihn „auf der Strasse begleitet, so winkt er jeder„mann zu, stehen zu bleiben, bis solcher vor„über gegangen. Er kauft allerhand Früch„te und andere Kleinigkeiten, trägt sie ihm „ins Haus, und theilt sie in seiner Gegen„wart unter seine Kinder aus. Er küßt sie, „und ruft dabey aus: das sind allerliebste

„Kinder, und eines ſolchen Vaters würdig!
„Wann er einen engen Schuh anzieht, ſo
„ſagt er: ihr Fuß iſt niedlicher als alle Schu-
„he. Will derſelbe einen guten Freund be-
„ſuchen, ſo läuft der Schmeichler voraus,
„und meldet ihn an, kömmt wieder zurük,
„und ſagt ihm: ich habe von ihrer Ankunft
„ſchon Nachricht gegeben, und man macht
„ſich eine Ehre daraus, Sie zu empfangen.
„Ein Schmeichler unternimmt alles, ohne
„ſich zu bedenken. Er gibt ſich mit den nie-
„derträchtigſten Dingen ab, und verrichtet ſo
„gar Weiberarbeit. Wann man ihn zu ei-
„nem Schmauſe gebeten hat, ſo iſt er der
„erſte, der den Wein lobt. Bey der Tafel
„ſezt er ſich neben den Wirth. In der That,
„ſagt er zu wiederholten malen zu ihm: Sie
„wiſſen ihre Gäſte vortreflich zu bewirten! Er
„hebt eine Schüſſel in die Höhe, zeigt ſie an-
„dern Gäſten, und ſagt: Sehen Sie wohl,
„was das iſt! Er erkundigt ſich bey dem
„Wirth, ob ihn nicht friere, und ob er nicht
„einen wärmern Rok anziehen wolle? Er
„fliſtert ihm ohne Aufhören etwas ins Ohr.
„In dem Schauſpiel reißt er die Polſter dem
„Knecht, der ſie austheilt, aus der Hand, und
„legt ſie auf den Plaz ſeines Gönners, damit
„er deſto weicher ſizen möge. Ehe er aus deſ-
„ſen Haus geht, rühmt er den Baumeiſter,
„das Hausgeräthe, und die vortreflich ange-
„legte

„legte Gärten. Wann er das Bild, worin„nen ihm der Maler ſehr geſchmeichelt hat, er„blikt, ſo iſt er über die ausnehmende Aehn„lichkeit entzükt, und nennt es ein Meiſter„ſtük.„ Kurz ein Schmeichler ſagt nichts von ungefehr. In allen ſeinen Reden und Handlungen ſucht er zu gefallen, und ſich zu nüzen.

Niemand iſt denen Schmeicheleyen mehr ausgeſezt, als die Vornehme. Es iſt auch ganz natürlich.

Bey Geringern verſchwendet man keine Schmeicheley, weil ſie einen nicht darum bezalen können.

Je höher und angeſehener ein Mann iſt, um deſto mehrere Schmeichler hat er. Alſo haben Könige und Fürſten die meiſte. Bey Hof hält ſich diſe irdiſche Gottheit, ich meyne die Schmeicheley, am liebſten auf; ihre erſte Hofdame iſt die Verſtellung, und ein jeder Hofmann iſt ihr Diener. Was Wunder alſo, daß ein Fürſt verlohren iſt, wann er die Welt und ſein Herz nicht beſſer kennt, als ſeine Hofleute.

Da es dem groſſen Alexander ſo glüklich gieng, und ſich jedermann vor ihm beugete, und ihm ſchmeichelte, ſo zweifelte er zulezt ſelbſt an ſeiner Menſchheit, und dünkte ſich, ein Gott zu ſeyn. Stolz, Hochmuth und Tyranney ſind die Früchten der Schmeicheley.

Dumme Schmeichler ſind unausſprechlich grob, indem ſie ſchmeicheln. Sie ſagten eben diſem Alexander, das pamphyliſche Meer habe ſeine Fluthen zurükgezogen, daß ſein Kriegsheer durchziehen könnte. Welch ein Wunder! Alexander ſelbſt aber ſagt, an dem Berge Climax, den das Meer anſpült, ſey ein enger Weg, den man brauchen könne, wann es nicht ſtürmiſch ſeye, und einer ſolchen Zeit habe er ſich bedient, als er ſeine Soldaten dardurch geführt. Hier haben Sie den Lauff diſes Wunders!

Als die zwey gröſte Stüke von denen Welt- und Himmelskugeln, welche **Coronelli** verfertigte, auf Angeben des Kardinals **d'Eſtrees** für **Ludwig** den Vierzehenden gemacht wurden, welche im Durchſchnitt 15. Schuhe hielten, und diſer Gröſſe ungeachtet mit einem Finger bewegt werden konnten, ſo machte ein Schmeichler einen lateiniſchen Vers, worinnen er die Macht eines Königs in Frankreich dardurch anzeigen wollte, weil Er dem ganzen Weltgebäude mit einem Finger die Bewegung geben könne. Hätte die eingebildete Hoheit des Königs Ihme erlaubt, einzuſehen, wie unverſchämt und wenig verdekt die hier angebrachte Schmeicheley, und wie falſch der Gedanke ſey, den ſie zum Grund hat, ſo würde er auf den Einfall des Schmeichlers nicht ſtolz geweſen ſeyn, weil

auch

auch ein Bauren-Finger diſe Himmels- und Erd-Kugel bewegen konnte. Unten an der Weltkugel war ein anderer Vers zu leſen, welche folgende Schmeicheley enthielte, daß diſe Erdkugel zwar nur durch die Kunſt gemacht, und vor ihne hingeſezt werde; wann Er, der König, aber zu Feld ziehe, ſo falle die wahre bewohnte Welt zu ſeinen Füſſen.

Wie uneingedenk iſt doch Ludwig diſes Vorrechts bey dem im Jahr 1713. mit Engelland geſchloſſenen Friden geweſen!

Ein groſſer Herr beſizt entweder wirkliche groſſe Eigenſchaften, oder er beſizt ſie nicht. Im erſten Fall kennt er die Gröſſe ſeines Geiſtes, und iſt vielleicht ſtolz darauf; er hat aber zu viel Verſtand, als daß er ſich Eigenſchaften anſchmeicheln läßt, die er wirklich nicht hat: Und da muß ſich ein Schmeichler in Acht nehmen, und ſeinen Herrn recht ausſtudiert haben, wann er Ihn misbrauchen will, daß ers nicht merkt.

Ein gewiſer Reichs-Fürſt gab ſeinem Liebling eines Tages zu verſtehen, daß er die Neigung des Hofs, dem Fürſten zu ſchmeicheln, wiſſe. Ich will euch heute ein Beiſpiel davon ſehen laſſen, ſagte er, und auf der Jagd mit Vorſaz im Schieſſen das Wild verfehlen, und alle werden doch ſagen, ich hätte recht gut getroffen: Er ſchos, und fehlte glüklich,

ſagte

sagte aber: nicht wahr, ich habe gut getroffen? Ja, hieß es, Ihro Durchlaucht haben vortreflich geschossen, und Tags darauf brachte man den Hirsch, damit Dieselbe selbst in höchsten Augenschein nehmen mögen, wie gut Sie ihn getroffen haben.

Wann aber ein grosser Herr wenige Eigenschaften hat, so ists leichter, aus ihm zu machen, was man will. Er wird keinen verachten, der ihm schmeichelt.

Wann ein Hof eitel ist, und der Fürst freygebig, da wird man in Schmeicheleyen recht sinnreich, und steigert einander.

„Die Menge der Gnadenbezeugungen, „sagt jener französische Abt, welche an unserm „Hof ausgetheilt werden, macht, daß kein „Hof in Europa ist, an dem man sich so viele Mühe gäbe, durch alle ersinnliche Gattungen von Artigkeiten und Schmeicheleyen „sich gefällig zu machen, so, daß man wohl „sagen darf, unter keiner Nation seyen die „Hofleute von aussen geschliffener, als zu „Versailles. Dise Artigkeit aber, fährt er „fort, besteht nur in dem äussern Schein. „Eben die Leute, welche sich begrüssen, umarmen, einem wohlangesehenen Günstling „schmeicheln, verschwäzen einander und verleumden den Augenblik darauf beym König, „bey einem Minister oder Favoriten.

Es

Es gibt eine gewiſe Art von Höflingen, die ſehr einſchmeichelnd und gefällig ſind, und bey dem Frauenzimmer ſich ſehr beliebt machen. Sie ſorgen für derſelben Vergnügen, ſie kundſchaften ihre Schwäche aus, ſie ſchmeicheln ihren Leidenſchaften, ſie fliſtern ihnen Grobheiten ins Ohr; ſie errathen ihren Kummer und ihre Krankheiten, ſie bringen neue Moden auf, ſie ſinnen darauf, wie ſie dem Pracht und dem Aufwand einen neuen Anſtand geben mögen, ſie ſelbſt tragen wohlausgeſonnene und reiche Kleider, es gibt keine einige Art von Wolluſt, die ſie nicht verſuchen, und von der ſie nicht zu ſprechen wiſſen, ſie begegnen andern ſpröde, und ſind ſtolz, ſie reden, wo alle übrige ſchweigen.

Ein Schmeichler iſt ein Dieb, dem man den Schlüſſel zum Stehlen in die Hand gibt. Die Gunſt und das Geld, das er ſich erſchmeichelt, möchte man ihm endlich gönnen; wann er aber durch ſeine Kunſtgriffe dem Frauenzimmer die Ehre wegſchmeichelt, ſo treibt er ſein Handwerk zu weit.

Es gibt eine beſondere Gattung von Schmeichlern, die es nicht wegen eines böſen, ſondern wegen ihres guten Herzens ſind; eine gute Erziehung, ein Abſcheu vor den geringſten Beleidigungen, und eine Neigung, aus uneigennüziger Abſicht, die Gewogenheit und Freundſchaft eines jeden Menſchen ſich zuzuziehen,

ziehen, macht, daß sie, aus einer natürlichen Liebe vor andere, ihre Fehler überschen, und, aus ungezwungenem Trieb, von deren guten Eigenschaften oft rühmlicher sprechen, als sie sollten. Man könnte sie die **Gefällige** nennen. Sie sind artige Leute, und man hat sie gern in Gesellschaften, aber so gut sind sie noch lange nicht, daß man sie von aller Eitelkeit freysprechen könnte. Der **Gefällige** bewundert die geringste Kleinigkeit an andern; er ist gesprächig, er bezeugt immer, wie angenehm ihm diser Tag verstreiche, wie vergnügt er in diser schönen Gesellschaft seye, und wie sehr er wünsche, die Ehre zu haben, so vortrefliche Leute auch einmal bey sich zu sehen. In allen Häusern, wann er ein wenig bekannt ist, greift er im Haushaltungswesen mit an, und nachdem er ein Genie hat, so sucht er den Salat aus und hilft Gemüse säubern. Er kauft verschiedene Kleinigkeiten, aber niemal vor sich, sondern gelegenheitlich Verehrungen zu machen. Er läßt sich oft barbieren; er reinigt seine Zähne mit vieler Sorgfalt, und legt alle Tage frisches weisses Zeug an; er geht niemal aus, ohne sich vorher mit wohlriechenden Wassern zu benezen; sein Haus ist beständig mit den niedlichsten und schönsten Sachen angefüllt, um Fremden eine Ergözung zu machen; Er bespricht sich gerne von Familien, und Stammbäumen,

men, und bemüht ſich, zu erweiſen, daß er in der Freundſchaft zu ſtehen die Ehre habe; bey Vornehmern aber wagt er diſes nicht, weil ers vor eine Beleidigung hält. Soll er als Schieds-Richter eine Streittigkeit erörtern, ſo will er beeden Partheyen zu gefallen leben, er geht mit beeden gleich glimpflich um; er will keinem Theil Unrecht geben, und ſucht ängſtlich die Sache zu einem Vergleich zu bringen, aus welchem er ſich mehr Beſchäftigung und Sorge macht, als denen Parthien ſelbſt an ihrem Handel gelegen iſt.

Ein Heuchler iſt unter allen Betrügern der ſchlimmſte. **Damien** kömmt mir lange nicht ſo abſcheulich vor, als wie ein Heuchler.

Einem ſolchen Menſchen iſt kein Laſter zu groß, das er zu Erreichung ſeines Endzweks nicht ausübt, wann er nur verſichert iſt, daß es verborgen bleibt.

Der Schmeichler, ſein Halb-Bruder, betrügt doch nur Menſchen; der Heuchler aber ſcheut ſich nicht, auch ſeinen Schöpfer zu betrügen.

Es gibt Heuchler in Städten, und gibt Heuchler auf dem Land: Bey Hof aber gibts keine, auſſer alsdann, wann der Fürſt fromm iſt.

Was aber Heucheley bey andern iſt, das iſt die Verſtellungs-Kunſt beym Hofmann.

Ein neuer Schriftſteller unter den Teutſchen beſchreibt den Unterſchied alſo: „Die „Verſtellungs-Kunſt, ſagt er, hat am Hof „eine ganz andere Geſtalt, als die in der „Stadt, und diſe hinwiederum führt einen „andern Strich, als die Heuchler auf dem „Land. Ein Hofmann befleiſſigt ſich, in den „Ruf der Galanterie, der Religions-Spöt„terey, und dergleichen Modelaſter zu kom„men; der Heuchler in der Stadt lebt in „heimlichen Ausſchweiffungen, er ſpottet der „Religion bey ſich ſelbſt, er will aber doch von „auſſen vor erbar und andächtig gehalten „ſeyn; und der Heuchler vom Land affectirt „Manieren, die beeden andern lächerlich vor„kommen.

Pope ſagt: „Ein Gottesverleugner iſt „nur ein unſinniger lächerlicher Verächter der „Frömmigkeit; aber ein Heuchler treibt ein „verſtelltes Geſpött mit GOtt und der Re„ligion. Er findet es leichter, auf Knien zu „liegen, als aufzuſtehen, und was Gutes zu „verrichten, gleich einem unverſchämten „Schuldner, welcher täglich zu ſeinem Glau„biger geht, und ihm immer gute Worte „gibt, ohne jemals ſeine Schuld zu bezalen.

Gemeiniglich ſind die Heuchler verſchlagene Köpfe. Es gehört wahrhaftig Kunſt dazu, wider ſeine natürliche Neigung einen andern

dern Karakter anzunehmen, und ſich ſein Lebenlang gleich zu bleiben.

Man wird beobachten, daß einer entweder aus Hochmuth, oder aus Eigennuz, oder aus Verzweiflung ein Heuchler wird.

Aus Hochmuth wird man es, wann man einen Stand oder eine Lebensart hat, worinnen man ſich nicht hervorthun kan, und vielen andern, die man weit unter ſich ſchäzt, im Rang nachgehen muß. Ehe man ſich gibt, und in ſein Fach ſchiken lernt, nimmt man aus bloſſem Ehrgeiz lieber eine verſtellte Demut an ſich, und laßt aus Stolz allen andern den Rang vor ſich.

Weil man nicht geſchikt iſt, oder keine Gelegenheit hat, etwas auſſerordentliches vorzuſtellen, ſo will man lieber gar nichts ſeyn. Es wird von ſolchen Perſonen immer das äuſſerſte erwält. Europa kan gewiß viele Männer vom erſten Rang aufweiſen, welche Busprediger worden wären, wann ſie ihre erſte Abſicht nicht erreicht hätten.

Von den Heuchlern aus Eigennuz habe ich ſchon ein paar Beiſpiele angeführt.

Wer meynen Sie aber wohl, daß aus Verzweiflung dazu gebracht werden ſollte? Das ſind die Betſchweſtern. Wann ihnen der Spiegel ungetreu wird, wann der Eigen-

sinn der galanten Welt behaupten will, sie seyen im vierzigsten Jahr das nimmer, was sie im zwanzigsten waren, wann ihnen und ihren Nachttischen seit vielen Jahren, die sonst so sklavische Anbeter, nimmer zinnsbar seyn wollen, so bleibt ihnen nichts übrig, als über die Wollüste und Ergözlichkeiten aus Rache zu lästern. Damit sie wegen des sich stekkenden Gewerbes nicht ins Lächerliche fallen, fallen sie alsdann ins Abscheuliche: sie werden Verschwestern.

Ein Tartüffe zu seyn, ist ein sehr heßlicher Karakter. Man lese einmal Molierens Lustspiel hievon, ohne ihm feind zu werden!

Zur Veränderung will ich eine Fabel erzälen:

In einem sehr grossen Wald wohnte vormals ein edler und muthiger Löwe. Nachdeme er alle Grausamkeit abgelegt hatte, so nahm er sich vor, seine Majestäts-Rechte ganz gewissenhaft zu behaupten, und seine unüberwindliche Stärke nur allein zur Demüthigung seiner Feinde anzuwenden. Als König hielt er einen prächtigen Hofstaat von Thieren, dergleichen keiner von seinen Vorfahren gehalten hatte. Alle Thiere des Landes liefen dahin und beeiferten sich recht um die Gnade des Königs. Vornehmlich bemühten sie

sich,

ſich, ihme einen beſtändigen Zeitvertreib und Ergözlichkeiten von aller Art zu verſchaffen; daher war an ſeinem Hofe beſtändige Gala und unaufhörliche Luſtbarkeiten, beſonders aber wurde daſelbſt eine ſo zärtliche und reizende Art von Liebes-Erklärungen eingeführt, daß man dergleichen von Beſtien nicht hätte vermuthen ſollen. Nun befande ſich einmal an diſem Hofe ein Schafhund, der weder Tugend, noch gute Eigenſchaften hatte; er war boshaft, tükiſch, grauſam, und von gar keiner Aufführung.

Da er nicht wußte, wie er ſich an dem königlichen Hofe auch in einiges Anſehen bringen ſollte, ſo fieng er an, ohne ſeiner groſſen Fehler eingedenk zu ſeyn, von allem, was er ſahe und hörte, übel zu reden; nichts aber tadelte er mehr, als die neue Liebes-Erklärungen, und philoſophirte über die Raſerey der Liebe, als ob er unter den Thieren ein Zeno wäre. Der König mochte gern dahinter kommen, ob ſeine Handlungen auch mit demjenigen überein kämen, was er ſagte. Hiezu zeigte ſich von ungefehr eine bequeme Gelegenheit. Eine Hündin, das ſchönſte und gefälligſte Thier, ſo man jemals geſehen, kam an den Hof, als die Neubegierde und der Ruf ſie dahin lokte. Alles Artige und Schöne, was die Natur einem ſolchen Thier geben konnte, war bey der Hündin vereinigt.

Ihre Verſchlagenheit aber und Art zu ſchmeicheln, ware ſo einnehmend, daß ſie durch ſcharfſinnige Worte von doppelter Bedeutung, mit einem ſchmachtenden Blik unter Wedeln des Schwanzes alle Herzen zu feſſeln wußte. So bald ſie nun einen wirklich zum verliebten Narren gemacht hatte, ſchlich ſie ſich weg, und arbeitete wieder an einem neuen Narren. Als man dem König von der liſtigen Aufführung diſes Thiers die Nachricht hinterbrachte, hielt er daſſelbe zu Ausführung ſeines Vorhabens vor ſehr geſchikt, ließe es alſo zu ſich ruffen, und gabe ihm Unterricht von dem, was er verlangte.

Da puzte ſich die Hündin, wie eine ſtolze Braut, hängte ſich eine ſilberne Schelle an den Hals, und band ſich ein paar roſenfarbne Schleiffen in die Ohren, daß ſelbſt der Höllenhund vor Sehnſucht hätte raſend werden mögen. In diſem reizenden Aufzug gieng ſie vor die Thüre des groben Schafhundes, und klopfte an. Diſer aber würdigte ſie kaum eines kaltſinnigen Gruſſes, und an ſtatt ihr mit Höflichkeit zu begegnen, nahm er ſeine ernſthafte Mine an ſich, und fing an, ihr ihren Puz zu verweiſen, weil er ihr mehr Schande, als Ehre machte, und verſicherte ſie, daß ihre kindiſche zärtliche Reden ihm ſehr beſchwerlich fielen. Die arme Hündin erſtaunte, und gab bey nahe ſchon die Hoffnung auf, ihn zu fan-

fangen, darum ſtellte ſie ſich, als giengen ihr ſeine Worte durchs Herz, ſie weinte, und bezeugte ihre Reue mit ſo zärtlichen und reizenden Ausdrüken, daß der zottigte Hund anfieng, ihr zuzureden, und ſie zu beſänftigen, weil ers nur zu ihrem Beſten gethan habe. Sie antwortete, daß ſie ihm ſehr darvor verbunden ſey.

Da ſie ein wenig tiefer ins Geſpräch kamen, gerieth es endlich dahin, daß der grobe Liebhaber ſeine Talpen aufhub, und das liſtige Thier ſeinen Klauen ſich kaum noch entziehen konnte. Seine Majeſtät lachten, als Sie von der Hündin das ſchalkhafte Herz des Schaafhundes ſich beſchreiben lieſſen, und befahlen einem in der Malerey wohlerfarnen Affen insgeheim, daß er die Geſchichte des heuchleriſchen Schaafhundes mit der ſchönen Hündin malen ſollte. Diſe Schilderey lieſſe er mit einem Vorhang bedecken, und zwiſchen die gemalte Verwandlungen des Jupiters in einen Ochſen, Adler, Schwan und güldnen Regen, hängen. Da nun der Saal auf diſe Weiſe aufgepuzt war, ließ er den Schaafhund zu ſich kommen, und führte ihn ſamt einem groſſen Gefolge von dem Hofſtaat hinein, um ihm ſolchen gleichſam aus beſonderer Gnade zu zeigen. Das ſcheinheilige Vieh ſchlug anfänglich die Augen nieder, da es diſe allzu freye Gemälde erblikte; endlich wandte

es ſich ganz verdrüßlich und mit ernſthafter Stimme gegen den König, und ſagte, es ſeye höchſt ärgerlich, daß Seine Majeſtät die Wand mit ſo ſchändlichen Dingen behängen laſſen mögen, welche man lieber gänzlich vergeſſen, als in jedermanns Augen aufſtellen ſollte; ja es moraliſirte ſo nachtheilig vor die Ehre des Königs, daß die Hofleute ſich nicht genug verwundern konnten, daß er den dummen Hund nicht auf der Stelle in Stüken zerriſſe. Allein der König war zu diſem zu klug, und wollte ſich auf eine edlere Art rächen. Er ließ daher den Vorhang von dem bedekten Gemälde wegziehen. Hier kan man leicht denken, wie es dem naſeweiſen Hund zu Muth wurde, als er ſich ſo vollkommen nach dem Leben gemalt und ſein boshaftes Unternehmen ſo genau abgeſchildert ſahe. Doch verdros ihn nichts ſo empfindlich, als daß die Hofleute insgeſammt aus vollem Halſe zu lachen und den König zu loben anfiengen, daß er diſer ſcheuslichen ſcheinheiligen Beſtie die Larve ſo vortreflich abzuziehen gewußt habe. Der König züchtigte ihn nicht weiter, ſondern gab ihm die Lehre, daß er in Zukunft ſich vorher ſelbſt reinigen ſollte, ehe er andere wegen des Schmuzes tadle.

Ein Fürſt könnte ſich keinen gröſſern Ruhm erwerben, wann er wie der Löwe in der Fabel, bemächt[illegible] wäre, die laſterhafte Neigungen

gen seiner Hofleute und übrigen Unterthanen auf eine so wizige und großmüthige Weise in Ordnung zu bringen.

Der Heuchler übertreibt gemeiniglich den guten Geruch der Heiligkeit, den er von sich geben will, und daran ist er am besten zu erkennen. Die feinere Gattung ist zurükhaltender, und betrügt auch die Verständige, da der erste nur den Pöbel und die alte Mütter gen auf der Seite hat.

Das Innwendige eines Heuchlers gleicht dem Staub in den Sodomitischen Aepfeln. Von aussen haben sie ein gutes Ansehen.

Nicht alle, die Heuchler zu seyn scheinen, sind Heuchler.

Einige sind von der Natur mit einem so ausserordentlichen Temperament versehen, daß sie oft bey unerheblichen Gelegenheiten in eine Wuth der Heiligkeit gerathen, und aus einem einfältigen redlichen Herzen, jedermann mit ihrem Eifer überfallen, ohne von einer eiteln Absicht hiezu angetrieben zu seyn. Engelland zeugt viel so finstere Köpfe; doch mangelt es Teutschland auch nicht an enthusiastischen Grillenfängern.

Die Jugend ist der Heucheley nicht leicht ergeben, weil ihr die Frömmigkeit zu abgeschmakt vorkömmt, und sie andere Wege weiß,

weiß, ihren Zwek zu erreichen; ja, unter den Gesezen, welche die Galanterie vorschreibt, ist es eines der strengsten, daß man bey allen Gelegenheiten die gute Regungen des Herzens und die geheiligte Triebe einer Religion unterdrüken solle, damit man nicht fromm und erbar scheinen, und dardurch einigen Gesellschaften unerträglich werden möge.

Einen tugendhaften Menschen mag es viele Ueberwindung kosten, in Gesellschaften Zoten anzuhören, wann er zu höflich ist, jemand zu beleidigen, und sein Mißfallen an den Tag zu geben.

Junge Leute heucheln nicht, aber sie verstellen sich.

Der Grund der Verstellung ligt gemeiniglich in einer schlechten Kinderzucht. Man fordert von denen heranwachsenden Kindern die genaueste Beobachtung ihrer Pflichten, und will sie auf einmal tugendhaft haben, nachdeme man durch eine strafbare Nachsicht lange genug an ihrem künftigen Verderben gearbeitet hat.

Der Mensch tritt bey erwachsenen Jahren in die grosse Welt, er sieht vernünftige artige Leute um sich, und fühlt die Vortreflichkeit und den Vorzug eines vernünftigen Betragens, vor seinen Unarten bey sich selbst. Er ist aber durch eine lange Gewohnheit zum

Knecht

Knecht seiner thörichten Leidenschaften und unanständigen Sitten gemacht worden: Was will er also in disem Zustand anfangen? wird er, durch Beispiele gereizt, seine Unarten ablegen? das würde einem ächten Sohn des alten Adams weh thun. Wann er aber bey gesitteten Menschen fortkommen will, wie macht ers dann? Er verstellt sich; er verstekt seine Bosheiten unter die Larve einer äusserlichen Erbarkeit, er wiederholt disen Betrug öfters mit gutem Erfolg, endlich erstarkt er in der Gewohnheit, seinen Lastern heftiger nachzuhängen, weil er die Kunst gelernt hat, sie unbemerkt auszuüben, und durch eine geschikte Wendung ihnen gar den Schein einer Tugend zu geben.

Es verstellt sich die ganze Welt nur mit dem Unterschied, daß es der eine feiner macht, als der andere; daher hält die Welt denjenigen vor den lasterhaftesten, der am wenigsten geschikt ist, seine schlimme Seite zu verbergen.

Mannsleute sind zur Verstellung nicht so geneigt, als das andere Geschlecht.

Jene gewöhnen sich von Jugend auf zu einer freyern Lebens-Art, und man hält oft das vor eine edle Anständigkeit bey dem männlichen Geschlecht, was bey dem andern schon die Ehre verlezt.

Männer ſind ſelten müſſig. Sie arbeiten mit dem Kopf und ihre offentliche Geſchäfte machen ſie zu ernſthaft, als daß ſie Eitelkeiten nachdenken, oder ſich gar verſtellen ſollten. Das Frauenzimmer hingegen ſchafft meiſtens nur mit den Händen. Hinter einer Näh-Rahme hat ein müßiger aber lebhafter Kopf Zeit genug, auf romanmäſige Abentheuer die Plane zu machen, und auf Liſt zu ſinnen, ſie künſtlich auszuführen.

Die groſſe Eingezogenheit und Beſcheidenheit, welche man von denen Schönen fordert, ſcheinen ihre Verſtellung nothwendig zu machen, weil ſie wiſſen, wie eiferſüchtig auch der eitelſte Mann bey denen geringſten Verfehlungen wird, die ſie wider diſe Eigenſchaften begehen.

Ein jedes Geſchlecht verſtellt ſich vor dem andern; nur iſt das eine liſtiger als das andere.

Das Frauenzimmer liebt allemal Männer, die über ihren Stand ſind, und verſtellt ſich; die Männer aber rächen ſich durch Weibsperſonen, die unter ihrem Stand ſind, und verſtellen ſich ſelten.

Mein Freund gibt folgende Urſachen davon an. Er ſagt: ein Frauenzimmer liebt diejenige, ſo über ihren Stand ſind, mehr, als jene, ſo gleichen Stands mit ihr ſind,

1) Aus

1) **Aus natürlichem Stolz.** Je leerer ein Mensch an wirklichen Eigenschaften ist, und je weniger Vollkommenheiten er besizt, um desto geneigter ist er, zu glauben, daß er sie in einem erhöheten Grad habe; da nun gemeiniglich die Bildung des weiblichen Herzens in der Jugend auf eine unverantwortliche Weise versäumt, und der Verstand nicht bearbeitet und durch vernünftige Grundsäze erweitert wird, so darf man sich nicht wundern, warum das schöne Geschlecht denen Lobsprüchen auf ihre Vorzüge so gerne glaubt. Dises ist bey nahe allemal die schwache Seite des Frauenzimmers, an welcher der vornehme Betrüger seinen Angrif mit Dreustigkeit wagt, und um so eher siegt, als ein gutes Kind nicht begreiffen kan, daß es Unwahrheit seye, was ein so galanter Mann sagt, der sich die Mühe nicht geben würde, sich so freundschaftlich zu einem geringern Mädchen herabzulassen, wann er nicht was reizendes und vorzügliches an ihr wahrnähme.

2) **Aus Leichtglaubigkeit.** Dise ist eben die Gefärthin eines leeren Gehirns, und ein Beweis, daß man wenige Erfahrung habe. Die Vertilgung der Leichtgläubigkeit wäre ein kräftiges Mittel wider den natürlichen Stolz, den sie vermehrt; allein, was man zu seyn und zu haben wünscht, das glaubt man

man leicht. Diſe Schwachheit iſt die Brüke, deren ſich der Betrüger zum Herzen des Mädchens bedient. Er fängt an, des ſchönen Kindes Eigenſchaften zu erheben, er bedaurt das liebe Geſchöpfe, wann er daran gedenkt, daß es einmal nach dem Eigenſinn der Eltern an einen unwürdigen Ehmann vermält werden ſolle, den es vielleicht gar nicht lieben kann.

3) **Aus Neigung.** Was äuſſerlich gut in die Augen fällt, gewinnt leicht unſere Zuneigung. Wie ſollte nun ein junges einbildungreiches Mädchen einer reichen Kleidung, blizenden Dreſſen und Achſelſchnüren, einer freyen und höflichen Geſichts-Mine widerſtehen können? **Polydor** iſt ein feiner junger Menſch, er iſt aufgewekt in Geſellſchaft, trägt aber weder Gold noch Silber, zum Tändeln iſt er zu geſezt, und zum betrügen zu gewiſſenhaft, er heißt alſo blöde. **Von Phr...** hat ſchon eine galantere Art zu leben; mit einer adelichen Dreuſtigkeit nimmt er ſich gleich kleine Freyheiten heraus, die das gute Ding bey Gelegenheit ohne Waigerung zugibt, und ſich auf der Spize ihrer Zufriedenheit faſt nimmer kennt, daß ein ſo vornehmer Herr ſo viele Liebe und Gnade vor ſie haben mag: ſie ſieht in ſolchem ſüſſen Zuſtand mit einem verächtlichen Blik von ihrer Höhe auf alle diejenige blöde Männerſeelen herab, die

mit

mit ihr gleichen Standes ſind. Das liebe Mädchen iſt in Wahrheit zu bedauren, dann ſie weiß nicht, daß ihr Ritter deswegen ganz ohne Umſtände mit ihr umgeht, weil er ſie weit unter ſeinen Rang hält und wirklich gering ſchäzt.

4) **Wegen des Verbots der Eltern,** daß ihre Töchtern den Umgang mit Männern von vornehmern Stand meiden ſollen, werden viele gute Kinder lüſtern gemacht, einen Verſuch gelegenheitlich zu wagen, den ſie vielleicht nicht gethan hätten, wann es gänzlich in ihrer Willkühr geſtanden wäre.

5) **Aus Mode.** Die Mädchen haben unter ſich immer Heimlichkeiten, und gemeiniglich beziehen ſie ſich auf kleine Liebesbegebenheiten. Eine jede ſucht ſich in Gedanken einen Liebhaber aus, oder auch mehrere; diſem ergibt ſie ſich, und ſpielt oft ohne ſein Beyſeyn und Wiſſen einen Romanen mit ihme. Sie weiß, daß er nimmermehr ihr Gemahl werden kan, obſchon ihre Einbildungs-Kraft ſtark genug wäre, diſes zu glauben; dennoch aber will ſie eben eine Prinzeſſin ſeyn, und einen Ritter haben. Erfahren nun diſe Ritter, daß diſe muthwillige Dinger ihr Spiel mit Ihnen unter ſich treiben, und ſie ſind anders zum Spaßen aufgelegt, oder haben

ben bequeme Gelegenheit dazu, so gebe ich jedermann zu bedenken, was die Folgen davon sind.

6) **Aus verhoffter Verschwiegenheit.** Das listige Mädchen philosophirt also: Ein Liebhaber meines Standes ist entweder liebenswürdig, oder er ists nicht. Ist ers nicht, was ist da mit ihme anzufangen? ist ers aber, und er ist blöde, wer wird einen blöden Menschen ausstehen? Ist er liebenswürdig und nicht blöde, ja da ist guter Rath vonnöthen! dann entweder hat er wirkliche Absichten mich zu heyrathen, oder er will nur jugendliche Scherze treiben. Hat er das leztere im Sinn, so ist er in allweg sehr geschikt dazu, und hat gute Gelegenheit, weil er mich ohne üble Nachrede besuchen darf. Vielleicht aber gedenkt er mich zu heyrathen, und will mich nur auskundschaften, wie viele Freyheiten ich ihme gestatte? Wer wird ihm da so vieles erlauben können, wie dem Ritter, der mich mein Tage nicht zur Frau nimmt? Nein. Den jungen Herrn muß man in der Entfernung halten, und sich ein bescheidenes Ansehen geben. Hat er wahre Absichten, so wird ihme mein Betragen gefallen; hat er aber keine, so ists wieder gut, besonders, wann er die Gabe der Verschwiegenheit nicht hat.

Zum Beſchlus hängt mein Freund noch an, daß er das ſchöne Geſchlecht gar ſehr bedaure, wann es ſich vorſtelle, daß ihre Liſt niemals offenbar werde; er gebe nur zu bedenken, daß es ſchon ſehr gefährlich vor die Schönen ſeye, daß ſie zu ihren Begebenheiten Mannsperſonen nötig haben, von denen doch bekannt ſeye, daß ſie alle andere Geheimniſſe beſſer zu bewahren wiſſen, als ihre eigene, mithin gerade das Widerſpiel von dem Frauenzimmer ſeyen, welches nicht die fremde, wohl aber ihre eigene Geheimniſſe ſorgfältig bewahre.

Ob mein Freund recht geurtheilt habe, und ob das Beiſpiel ſeines erdichteten Frauenzimmers auf das ganze Geſchlecht oder den gröſten Theil deſſelben gemacht werden könne, will ich hier nicht entſcheiden.

Unter den blauen Dunſt in Worten kan vornemlich auch ſehr oft die gegebene Parole gerechnet werden, welche eine Verſicherung iſt, daß man dasjenige, ſo man mit dem Munde zuſagt, unter Verpfändung der Ehre, unverbrüchlich halten wolle. Unſere Alten waren gewohnt, bey ihren Verſprechungen die Hand darauf zu geben, und zu ſagen: ein Mann, ein Wort! Und man durfte ſich heilig auf die Erfüllung verlaſſen. Nun aber hat man feiner denken gelernt, und hin und wie-

wieder zu einem Grundſaz angenommen, daſi man nur in ſo fern das gegebene Wort zu halten verbunden ſeye, als unſer Vortheil keinen Schaden dadurch nehme.

Es gibt Perſonen, welche bey diſem Saz eine ſolche Ueberzeugung zu haben ſcheinen, daß ſie keine vernünftige Gegengründe erkennen wollen; das käme ihnen lächerlich vor, wann wir ſo gemein von ihnen denken, und ihnen in diſem Stük eine natürliche Billigkeit zutrauen würden. Nein, ſagen diſe Herren, das lieſſe pöbelhaft, wann man ſich ſo ſklaviſchen Zwang anthun, und ſich an ſeine Worte binden müßte.

Groſſe Herrn machen in diſem Stük einen böſen Eingang, den Geringere gleich nachahmen wollen. Sie verſprechen Belohnungen, Beſoldungen, Freyheiten, und halten eben daran, was ihnen gefällt, ohne an die groſſe Verbindlichkeit, und an den nächtheiligen Ruf zu denken, den ſie ſich zuziehen, wann ſie das einmal von ſich gegebene Wort brechen. Es iſt freylich wahr, daß die verſprochene Gnade Anfangs vom freyen Willen abhängt; der Wille aber erwächßt alsdann zur Nothwendigkeit.

Ein Fürſt, der ſein gegebenes Wort ohne die höchſte Urſache zurükzieht, iſt des groſſen Ranges uneingedenk, den er unter den Göttern der Erde einnimmt. Er iſt ja das ſichtbare

Bild

Bild ſeines Schöpfers, das durch Unwahrheit nicht beflekt werden darf. Aber wie oft vergißt er ſich, der ſtolze Purpurträger, und denkt nicht, daß er aus gleichem Thon mit ſeinem mißhandelten Bruder gebildet ſeye, der durch ſeinen aufrechten Wandel dem Urſprung ſeines Weſens mehr Ehre macht, als jener mit den Trümmern ſeiner geſcheitterten Majeſtät.

Das vornehme Beiſpiel verleitet auch den königlichen Miniſter, daß ers ſeinem Herrn nachmacht. Er verſchwendet unerhörte Summen, und weil ſeine noch gröſſere Ausgaben die groſſe Einnahmen überſteigen, ſo braucht er ſeine Parole vor baar Geld. Der Handelsmann gibt Waaren, der Jud Geld, und der Handwerksmann arbeitet auf Rechnung, alles auf das hohe Wort ſeiner Excellenz. Ganze Jahre ſtreichen dahin, ehe nur die kleinſte Schuld abgetragen wird; die Gläubiger melden ſich und wollen bezalt ſeyn; Sie kommen wieder, aber der gnädige Herr ſind beſchäftigt, und laſſen niemand vor ſich. Sie wiederholen ihre Gänge, aber immer umſonſt, und finden ſich am Ende auf ſein hohes Wort betrogen.

Es iſt lächerlich und doch erbärmlich, wie zerriſſen und narbigt die Cavaliers-Parole in denen heutigen Zeiten herumſpaziert. So

stolz auch ihr Gang ist, so wenig wird sie geachtet. An einigen Orten ist sie so verrufen, daß keiner mit Willen einen Groschen darauf herleiht.

Mich jammern oft in meinem Sinn jene wakere Edelleute, die noch das redliche Bild ihrer alten teutschen Ahnen zur Richtschnur ihrer Handlungen haben, daß sie oft gleichem Schiksaal ausgesezt seyn sollen. Aber so machts der Pöbel: Wann er einmal von widrigen Vorurtheilen bey einer Sache eingenommen ist, so zieht er seinen Schluß gleich auf das Allgemeine, und behauptet seine Meynung, zum Troz der gesunden Vernunft, mit Eigensinn und Grobheit.

Viele Junker halten sich, kraft ihres Adels, vor berechtigt, grössere Sünden zu begehen, als ein gemeiner Mann, und glauben in ihrem Schwindel nicht, daß der Teufel sich an einen Ritter wage, der turniermäsig ist. Ihr seichtes Gehirne ist voll Dünste, welche eine Zusammenverschwörung unter sich zu halten scheinen, daß sie keinen gesunden Gedanken aufkommen lassen wollen.

Das hiesse ihrer hohen Familie Schande anthun, oder gar ihren guten Adel in Zweifel ziehen, wann man ihren garstigen Erzehlungen nicht Glauben beymessen, oder sich nur einfallen lassen wollte, daß es tüchtigere Ga-

lans

lans bey Frauenzimmern, feinere Spieler, gröſſere Säuffer, und erfindſamere Modeflucher gäbe, als ſie. Und diſe ſind es, welche mit den ſchönſten Worten, und durch eine unglaubliche Beredſamkeit im Schwören die fromme Einfalt manches ehrlichen Mannes nothzüchtigen, daß er bey dem ſchlauern und durch ihre Streiche bereits ſchon gewizigten Handelsmann gut vor ſie ſpricht; Ja, diſe ſind es, welche vor wenige Groſchen, die ſie von einem Bürger entlehnen, die göttliche Strafgerechtigkeit auffordern, wann ſie ſolche nicht wieder heim zalen werden.

Es erwekt ſchon groſſen Verdacht, wann einer ſeine Reden mit Schwüren bekräftigen will, ehe dem andern noch eingefallen iſt, ein Mißtrauen darein zu ſezen; er vertheidigt ſich, ehe man ihn beſchuldigt, und denkt nicht, daß er eben dardurch ſein Ankläger wird.

Marktſchreyer und Betrüger gibts in allen Ständen. Man könnte viele Folianten davon ſchreiben, und würde die Materie doch nicht zur Helfte erſchöpfen. Mein Vorſaz iſt nur, von einigen allgemeinen Mißbräuchen zu reden, welche man täglich wahrnehmen kan.

Der geiſtliche Redner macht dem heiligen Amt, das er verwaltet, oft Schande, wann er um einen Thaler von den Vorzügen und dem guten Lebenswandel des ſeelig verſtorbe-

nen Mitbruders Hansen in häuffige Lobreden ausbricht, und dem Kirchensprengel, worunter er fünfzig Jahre war, zum Lobe Hansens Dinge vorsagt, von denen seine Mitbrüder noch nichts gewußt haben. Wann die Wittwe des Verstorbenen sich hätte entschliessen können, den Thaler doppelt zu geben, so wäre Hans noch tugendhafter, ja der frömmste Mann im Dorf gewesen. Man sagt es einem Pfarrer in einem gewisen Lande nach, daß er nur drey Leichen-Predigten in seiner Gewalt gehabt, und vor eine jede eine gewise Taxe bestimmt habe, damit die Liebhaber sich darnach richten konnten. Wer am meisten bezalte, dem predigte er unter den drey Leichenreden diejenige, welche nach seiner Meinung die schönste war, der Verstorbene mochte seyn, wer er wollte. Das mag mir ein seltsamer Mann gewesen seyn!

Eben so ists auch mit den Hochzeit-Reden. Um die Gebühr macht der Prediger jedes neue Ehpaar tugendreich. Weiß er, daß er gut bezalt wird, so ists ein vortrefliches Paar, und er spricht von den neuen Eheleuten und ihrer ganzen Familie dichterischer, als ein Lobgesang.

Manche Geistliche würden sich auch bey Kindstauffen die thörichte Eitelkeit der Leute zinnsbar machen, wann der Lebenslauf des Kindes nicht zu kurz wäre, als daß demselben

etwas

etwas löbliches davon angedichtet werden könnte.

Eine andere Art von geiſtlichen Betrügern machen die ſogenannte Poſtillenreuter aus. Man könnte von dergleichen Leuten ſagen, daß ſie nichts als Gedächtnis wären; dann Urtheilskraft iſt ſelten bey diſen Herrn zu finden. Mir ware in meinen jüngern Jahren ein Menſch bekannt, der die von einem andern aufgeſezte Predigt ohne Anſtand von Wort zu Wort im Gedächtnis behielt, wann er ſie kaum einmal durchleſen hatte. Jener Prediger lernte aus einer ausländiſchen Poſtille ſeine Predigt ganz getreulich, und als er ſich über ſeine Bauren ereiferte, daß ſie zu Winterszeit ſo greuliche Ausſchweiffungen auf der Elbe begehen, ſo diente er ſelbſt den Dümmſten zum Gelächter; dann von der Ausſchweiffung, wovon ihr Pfarrer ſprach, wußten ſie nichts, und der Fluß, deſſen er erwehnte, war ihnen nicht einmal dem Nahmen nach bekannt.

Von denen Betrügereyen und unnötigen Weitläuffigkeiten der Sachwalter vor denen Schranken in denen Gerichts-Stuben habe ich ſchon zu Anfang diſes Buchs geredt. Es bleibt einmal richtig, daß es eine Schande vor geſittete Völker iſt, die Wahrheit einer Sache in tauſend Fache zu verſteken, daß

man Mühe hat, in langer Zeit und mit groſſen Koſten ſie erſt wieder zu finden, oder gar zu verlieren.

Die morgenländiſche Völker beſchämen uns in diſem Stük, und machen durch ihre Verhandlungen in Rechts-Sachen der Menſchheit mehr Ehre, als die Chriſten.

Der König in Preuſſen hat zu Verkürzung der Proceſſe die vortreflichſte Anſtalten gemacht Edle Beſchäfftigung vor den gröſten Mann, auf die Er mit Recht ſtolzer ſeyn kan, als auf die errungene Lorberkränze! Wollte GOtt, daß andere groſſe Herren diſem erhabenen Beiſpiel folgen, und dardurch ihren Ländern einen groſſen Theil von Glükſeligkeit zufliesſen laſſen möchten!

Nun komme ich auf den Arzt. Diſer ſcheint die Charlatanerie am nötigſten zu haben. Er kan aus den meiſten Leuten machen, was er will. Durch ein einiges Wort macht er dem Kranken oft mehr Linderung, als durch die Arzneyen. Er macht ihm Hoffnung zur Beſſerung, und er wird geſund. Es iſt bekanndt, wie eine ſchöne Sache die Hoffnung vor die Einbildungskraft iſt, und wer wollte den Einflus der Einbildung und erwekten Lebensgeiſter auf die wirkliche Geſundheit läugnen? Auch der vernünftigſte Mann hält die ungewiſe Meinungen ſeines Arzts vor

Göt-

Götterſprüche, wann er krank iſt. Macht er ihn durch ſeinen Eigenſinn und angenommenes Syſtem kränker, ſo nimmt er die Zuflucht zu ſeiner Beredſamkeit, und verſchafft ihm oft in den zweifelhafteſten Fällen durch Worte wiederum ſeine Geſundheit. Ein gewiſer ſehr erfahrner Arzt hat das Geſchike nicht gehabt, oder es vielmehr vor niederträchtig angeſehen, mit ſeiner Wiſſenſchaft den Marktſchreyer vorzuſtellen. Wann man ihn zum Kranken holen ließ, ſo kam er; fand ers vor nötig, ſo verſchrieb er; war es wieder beſſer, ſo gieng er. Diſe trokene und kurze Art zu heilen ware denen Weichlingen zu ſeltſam, als daß ſie damit zufrieden ſeyn konnten. Die Frauenzimmer wollten ſich gerne weitläufig mit ihme wegen ihrer Krankheit unterhalten, ſie wollten gerne ihren Zuſtand, der doch dem erfahrnen Manne beſſer bekanndt war, als ihnen ſelbſt, mit den kleinſten Umſtänden erzälen, die beſorgende Gefährlichkeiten von ihme erforſchen, und im Grunde, doch nichts als ſanfte Worte und ſüſſe Hoffnungen zu einer baldigen Wiedergeneſung einholen. Da aber diſe Umſchweife ſeiner Art zu denken gar nicht gemäs waren, ſo verlohr er bey dem zärtern Geſchlecht bey nahe aller Orten das Vertrauen, welches er bey dem vernünftigern Theil des ernſthaftern Geſchlechts gedoppelt erwarb, ſo bald man ihn kannte. Wäre diſer

ſer Mann in ſeiner Kunſt nicht recht ſtark geweſen, ſo hätte er kärglich leben müſſen, und würde ihn der Mangel des Vertrauens zulezt dahin gebracht haben, entweder ſich nach der Schwachheit der Kranken zu richten, oder ein Märtyrer ſeiner allzu ſteifen Ehrlichkeit zu werden.

Nun iſt unter den vier Fakultäten noch der Weltweiſe übrig. Diſer iſt gemeiniglich auf ſeine Wiſſenſchaft der ſtolzeſte, wann er ſchon noch ſo demütig aufgezogen kömmt, und mit den bündigſten Schlüſſen beweißt, daß der Hochmuth ein Laſter ſeye. In einer jeden Geſellſchaft wirft er ſich zum Lehrer auf, und zeigt andern alles beſſer. Ein angehender Philoſoph iſt etwas unerträgliches, beſonders wann er von diſer Wiſſenſchaft kaum einige Kunſtwörter weg hat, und Leute um ſich ſieht, die noch weniger wiſſen, als er; dann da zweifelt er, um ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, an der Gottheit, und läugnet die Hölle. Macht man ihm gute natürliche und die vernünftigſte Einwendungen, ſo will er doch recht haben; er wirft eine Kappe voll ihm ſelbſt unverſtändlicher Wörter um ſich her, und ſchreit dazu wie ein Zahnbrecher.

Wir tadeln die alte Weltweiſe, daß ſie, troz ihren Empfindungen, anders ſcheinen wollten, als ſie waren, daß ſie die Tugend, nicht

nicht um ihrer Vortreflichkeit willen, ſondern wegen eines verborgenen Stolzes, ausübten, daß ſie bey den gröſten Schmerzen, die ſie fühlten, vor unempfindlich angeſehen werden, und Regeln geben wollten, wie man ſich bey dem Mangel und der Dürftigkeit durch vernünftige Vorſtellungen kräftig tröſten ſolle, wann ſie Tonnen Goldes beſaſſen.

Allein, machen wir es beſſer zu unſern Zeiten? Bedienen ſich unſere heutige Gelehrte ihrer erlernten Philoſophie dazu, damit ſie durch ein tugendhaftes, vernünftiges, von erhizenden Leidenſchaften entferntes Betragen bey allen Gelegenheiten von der guten Verfaſſung ihres gebeſſerten Herzens untrügliche Beweiſe geben mögen, oder aber wenden ſie die Stärke der Weltweisheit nur dazu an, um unter der Larve der Tugend ihre böſe Neigungen zu verbergen, und unrechten Handlungen eine geſchikte Wendung zu geben, wordurch ſie ein anderes Anſehen und oft gar den Ruhm einer edelmüthigen That erhalten?

Eine der wichtigſten Unternehmungen im menſchlichen Leben iſt die Verheyrathung. Dann, wem ſind wohl die Einflüſſe unbekannt, die ſie auf unſere Glükſeeligkeit hat? Aber, wer wird im Gegentheil auch die Kabalen in Zweifel ziehen, welche gemeiniglich vorhergehen, ehe das Ehverlöbniß zum Schluß

gebracht wird? Und wer ist im Stand, alle blaue Dünste nach der Reihe her zu erzälen, deren man sich in Absicht auf die eheliche Verbindung zu Erreichung seines Endzweks zu bedienen pflegt?

Es ist einmal eine unverantwortliche Sache, daß gewise einzele Personen mit kaltem Blut zwey unschuldige Personen einem grausamen Schiksaal aufopfern, wann sie ohne weitere Ueberlegung, entweder aus Eigensinn oder Geiz, vermittelst Erhöhung der Vollkommenheiten und übermäßiger Anpreisung der Glüks-Umstände, solche in ein Joch bringen, unter dem sie oft Lebenslang seufzen und ihren Kuppiern vielleicht den gerechten Vorwurf machen, daß, ohne ihre Anrathung, beede Theile ein glüklicheres Geschike gehabt haben würden, wann sie nicht beysammen leben müßten.

Leichtsinnige junge Leute, wann sie auf Freyersfüssen gehen, werden gar leicht vom Aeusserlichen eingenommen; und da gibt es immerhin Personen, welche listig genug sind, ein feuriges Gemüthe am schwachen Theil fest zu halten, und das schwindlichte Hirn mit Bildern von Vollkommenheiten anzufüllen, wovon das Daseyn nur in der Einbildung bestehet, und von deren vorgemaltem Glanz die erlößte Prinzessin vielleicht den Schatten nicht hat.

Das

Das blinde Heer der Vorurtheile findet ſich bey ſolchen Gelegenheiten auch gar häufig ein, und beweißt ſeine Macht ſehr kräftig. Viele Frauenzimmer würden eine glüklichere Ehe gehabt haben, wann ſie die angebotene Hand eines Freyers angenommen hätten, welchen ſie aus der einigen Urſache verachtet haben, weil er nicht nach dem Geſchmake ihrer Geſpielinnen war; und eine manche junge Manns-Perſon hätte ihr Glük beſſer gemacht, wann ſie, über das Vorurtheil ſich erhebend, wegen einer unter ihrem Stand treffenden Parthie auf acht Tage lang alle Caffegeſellſchaften wider ſich hätte aufbringen, und ein Mädchen heyrathen wollen, das nach allen Theilen vollkommener ware, als das elende Familienſtük, mit welchem er ſo ſchändlich betrogen wurde.

Hieher gehören auch die falſche Schlüſſe, die man oft macht. Die Welt ſchließt gemeiniglich alſo: diſer junge Menſch iſt ſtill, alſo iſt er rechtſchaffen; er zeigt ſich bey allen Gelegenheiten aufgewekt und luſtig, alſo iſt er ſchlimm; er wendet etwas auf Kleider, alſo iſt er ein Verſchwender; er geht in keine groſſe Geſellſchaft und trägt keinen bordirten Rok, alſo iſt er ein guter Wirth. Wer ſollte aber wohl vermuthen können, daß jener Stille im Verborgenen lüderlich lebt; der Luſtige nicht einmal etwas unerbares denkt; der Modehafte nur

auf

auf ſeinen Anzug etwas verwendet, und im übrigen wirthſchaftet; der Schmuzige hingegen vor Wein und Liebe des Jahrs noch ſo viel bezalt, als jener vor ſeine Kleidung.

Weil nun die Welt einmal gewont iſt, nach vorgefaßten Meinungen zu urtheilen, ſo wird ein Menſch, welcher über die Vorurtheile nicht Meiſter werden kan, und doch ſeine Abſichten erreichen möchte, wie das Thier Kamäleon, diejenige Farben an ſich nehmen, welche man gern an ihme ſieht; und ſo gibt die Welt die Koſten ſelbſt dazu her, damit ſie recht methodiſch betrogen werde.

Wie weit die Kunſt getrieben werde, ſich reich zu ſtellen, wann mans nicht iſt, davon hat man tägliche Beweiſe bey Unterſuchung des Vermögens nach dem Tode diſer Betrüger; oft aber überleben ſie ihre Ehre noch durch ein Fallitment.

Hieraus erſieht man alſo, wie ſchwer es ſeye, auf die Wahrheit zu kommen, und dem Betrug zu entfliehen, weil ſich faſt jedermann die Mühe nimmt, anders zu ſcheinen, als er iſt, und über diſes ſo viele Leute den Plan unſers Glükes, den wir doch ſelbſt nach unſern Umſtänden und Neigungen entwerfen ſollten, nach ihrer Gedenkens-Art und nach ihren Leidenſchaften beſtimmen.

So gefährlich aber diſe Neze ſind, womit man unſere natürliche Freiheit zu fan-

gen

gen ſucht, ſo iſt doch der Selbſtbetrug noch weit nachtheiliger, wann wir nemlich unſere Eigenſchaften und Glüks-Umſtände mit dem Vergrösſerungs-Glaſe betrachten, und uns vor den Mittelpunkt anſehen, an den ſich alle Linien des galanten Zirkels andrängen. Diſes iſt eine Wirkung der Eigenliebe, die ein jeder Menſch mit ſich auf die Welt bringt. Wann wir hingegen die Erfahrung zu Rathe ziehen, ſo finden wir, wie ſehr wir uns irren.

Jener Jüngling hätte ſich gut verheyraten können; da es aber ohne Schwierigkeiten geſchehen wäre, ſo dachte er vortheilhafter von ſich, als er ſollte, und trachtete grösſere Abſichten zu erreichen, weil er ſtolz genug ware, zu glauben, ein jedes Frauenzimmer werde plözlich bereit ſeyn, ihm ihre Hand zu geben, wann er ſich ſo weit herablaſſen wollte, ſie zu verlangen. Allein der gute Menſch dachte nicht daran, daß das von ihm zur Ehe begehrte Frauenzimmer noch hochmüthiger ſeyn könnte, und, troz ſeinem Stolz, ſich unterſtehen werde, ihre Hand vor ſich zu behalten, und zu ſeiner Zeit an einen würdigern zu überlaſſen.

Sophie hatte verſchiedene vortheilhafte Gelegenheiten zu ihrer Verſorgung, welche ſie aber mit triumphirender Mine ausſchlug,

und auf den Zeitpunkt laurete, da ein ** Rath um ſie werben würde; allein es meldete ſich keiner. Sie wollte einen Mann von einem groſſen Rang haben; da ſich aber diſes nicht ſchiken wollte, und inzwiſchen viele Jahre vorbeyfloſſen, ſo merkte ſie erſt, daß die Welt ſich nichts um ſie bekümmere, und diſes um ſo weniger, als ſie immer mehrers aus der Mode kam, und wiederum neue Geſichter in der galanten Welt auftraten, die nach dem herrſchenden Geſchmake ſind.

Wie iſt nun aber die alte Jungfer ſo böſe, daß einige ihrer Anbeter inzwiſchen * * Räthe worden ſind.

Die Blödigkeit unſers Geſchlechts und die Beſcheidenheit der Schönen verhindern oft eine glükſeelige Heyrat. Dann nach der Gewohnheit der meiſten Länder geht es mit der Verheyratung, wie bey einem Tanz. Das Mannsbild fodert ein Frauenzimmer auf, und diſe hat alsdann die Wahl, ob ſie will, oder nicht; hingegen darf ſie nicht auffodern, ſondern ſie muß warten, bis einer kömmt, der ſie aufzieht. Geſchicht es nun, daß jener ein Körbgen bekömmt, ſo lacht man ihn aus; trägt diſe aber ſich ſelbſt einem Manne an, ſo nennt man ſie raſend.

Da ich die Wichtigkeit des Schritts vom ledigen Stand in die Ehe, einmal reiflich über-

überlegte, und ſo viele Betrügereyen entdekte, welche bey diſen Gelegenheiten vorgehen, auch die Hinderniſſe überdachte, welche ſich gemeiniglich dabey in den Weg ſtellen, ſo wurde ich begierig, Mittel aufzuſuchen, wordurch diſe Anſtände gehoben werden könnten; endlich fande ich nachfolgenden Vorſchlag zu Erreichung diſer Abſicht vor den dienlichſten: In groſſen Städten hat man wahrgenommen, daß es viele Liebhaber gibt, welche überflüſſige Dinge gegen Bezalung gerne von ſich ſchaffen, und wiederum andere, die ſolche vor das Geld aufſuchen. Da aber der Käufer und Verkäufer gar ſelten Gelegenheit haben, einander hievon Nachricht zu geben, ſo iſt man auf den Einfall gekommen, einem ehrlichen Mann von guten Mitteln den Auftrag zu machen, daß er die ihme in dieſer Abſicht gebrachte Waaren an den meiſtbietenden Liebhaber, gegen billige Belohnung, verkauffen ſolle. Ohnerachtet aber ein ſolcher offentlicher Verkauf Käufern und Verkäufern groſſen Vortheil bringt, ſo iſt doch das Vorurtheil eine ſtarke Hinderniß an dem guten Fortgang diſer Anſtalt geweſen; Dann diſe nahmen anfänglich Anſtand, ihren überflüſſigen Hausrath, Kleidung ꝛc. zum Verkauf hinzugeben, weil ſie beſorgten, man möchte glauben, es geſchehe aus Noth; jene hingegen weigerten ſich aus Hochmut, etwas zu kaufen, deſſen

sich ein anderer schon vor ihnen bedient. Nach und nach aber verlohren sich dise Meinungen, und nun kauft und verkauft man ganz frey, ohne sich dessen zu schämen.

Ich dachte daher, es könnten eben solche Anstalten zu Versorgung derjenigen Personen getroffen werden, welche sich verheyraten wollen, wann es schon so wohl auf der Käufer als Verkäufer Seiten im Anfang eine grosse Ueberwindung kosten würde. Man übertrüge also, nach meinem Vorschlag, einem geschikten Mann, der in einem Ansehen und guten Nahmen steht, das Amt, alle diejenige Personen in ein Verzeichnis zu bringen, welche sich bey ihme in der Absicht melden würden, seiner Zeit in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Wegen der Wichtigkeit des Amts könnte man ihme, zur Vermehrung seines Ansehens, den Titel eines Kopulations-Raths geben. Eine jede Frauens-Person müßte ihren Tauffschein mitbringen, und aufrichtig ansagen, wie viel ihre Eltern ihr an Heyrathgut und Aussteuer mitgeben; wären es aber Waisen, so sollten deren Pfleger nach ihrem Amt verbunden seyn, von dem Vermögen derselben einige zuverläsige Nachricht zu geben. Was ihre Eigenschaften, Gemüths-Karakter und andere Umstände betrift, dessen könnte sich zum Theil der Kopulations-Rath an sichern Orten erkundigen,

Tabelle derjenigen Frauenzimmer, welche geneigt ſind,

Auf den Jahrg

Nahmen der Frauenzimer.	Rang der Eltern.	Alter.	Heyratgut und Ausſteuer.	Hat noch zu hoffen.
A . . . . n.	H . . . R . . . in der Reſidenz.	23. Jahre.	2000 Thlr. und vollkommene Ausſteuer.	Von Eltern ohngefehr 3000. Thlr.
B . . . . n.	K . . R . . Sekr. aber geſtorben.	18. Jahre.	1000 Thlr. und Ausſteuer, wie ſichs gehört.	Hat nach dem Tod der Mutter 6000 Thlr. zu hoffen, und noch einen reichen Vetter zu erben.
C . . . . n.	Bergrath.	19. Jahre 6. Monate.	300 Thlr. und mittelmäſige Ausſteuer.	Kaum eben ſo viel, als ſie zum Heyratgut bekommen.
D . . . . n.	Hauptmann. Geſtorben.	26. Jahre.	Nur 200 Thlr. aber viele Kleider und Kleinigkeiten.	Hat einen Vetter in Oſtindien, der reich ſeyn ſolle. Sonſt hat ſie nichts zu hoffen.
E . . . . n.	Gaſtgeber zur Kronen in J	20. Jahre	3500 Thlr. und ſchöne Ausſteuer.	Von Eltern mehr als 20000 Thlr.
F . . . . n.	Hofarzt.	20 Jahre. 7. Monate.	1000 Thlr. ſamt Ausſteuer.	Will das nähere eröfnen, wann ſich ein Liebhaber angibt.
G . . . . n.	Pfarrer zu S	29. Jahre.	4000 Thlr.	Hat keine Eltern mehr, und ſonſten nichts zu hoffen.
H . . . . n. eine Wittwe vom verſtorbenen Commerz-Rath H . . . mit 2. Kindern.	Profeſſor in T . . . . Nahmens K	34 Jahre.	8000 Thlr.	Die Kinder haben noch etwas weniges von ihren Groß-Eltern, väterlicher Linie, zu hoffen. Sie aber nichts.

ſeiner Zeit in den Stand der heiligen Ehe zu treten.
ang 1768.

Hat erlernet.	Statur und Anſehen.	Beſondere Umſtände.
Verſteht alle Frauen-Zimmer-Arbeiten, und kocht beſonders gut.	Mittelmäſiger Gröſe, und braun von Angeſicht.	Hat im ledigen Stand ein Kind gehabt, hingegen 1000. Thlr. dafür bekommen, thut ſamt Heyratgut . . . . . 3000 Thlr.
Strikt, neht und kocht.	Hat eine groſſe ſchlanke Perſon, und iſt weis.	Man weiß nichts beſonders.
Strikt, neht, kocht, tanzt, ſpielt den Flügel und die Laute, liſt die beſte Schriftſteller, und redt Franzöſiſch.	Iſt nicht gar gros, aber glatten ſchönen Angeſichts und trägt ſich gut.	Böſe Leute halten ſie vor affektirt, aber nur aus Eiferſucht.
Hält nicht viel von Frauenzimer-Arbeiten, ſchwäzt aber viel in Geſellſchaften, und weiß ſich ein Anſehen zu geben.	Iſt groß und von gutem Anſehen zu ihrem Alter.	Sie macht gar kein Geheimniß daraus, daß der volle Nachttiſch ihro von galanten Herren nach und nach verehret worden ſeye, hoft aber nicht, daß ein wahrer Liebhaber ſich darüber aufhalten werde.
Kan eine Suppe kochen, ſonſt aber nichts, weil ſie Geld hat.	Iſt klein, hat einen Fehler am Aug und eine hohe Seite.	Sie hat garſtige Zähne und keinen wohlriechenden Athem.
Liſt den ganzen Tag Romanen.	Iſt wohl gewachſen, und hat einen ſehr ſchönen Fus.	Sie hat in ihrem Leben ſchon ein paar Romanen geſpielt, verſteht alſo die Kunſt, recht zärtlich zu thun.
Iſt eine gute Wirthin.	Hat ein blatternmaſiges Geſicht, und hinkt ein wenig.	NB: Sie hat ſich dem Comtoir beſonders empfolen, ehe ihre beſte Jahre verſtreichen.
Weiß wohl zu wirthſchaften.	Hat kleine Augen und einen dicken Kopf.	Ihr Mann ſolle aus Verdruß geſtorben ſeyn, weil ſie zu ſparſam geweſen.

digen, theils aber müßte der Liebhaber ſich benachrichtigen laſſen, ehe er ſich in einen wirklichen Verſpruch einläßt. Da der Kopulationsrath eigentlich nur der Gelegenheitsmacher iſt, und ihme wegen verſchiedener Bedenklichkeiten die weitere Verhandlung und Richtigmachung nicht überlaſſen werden kan, ſo hat er den Liebhaber in die Behauſung ſeines geliebten Gegenſtands zu weiſen, und daſelbſt ſein weiteres Schikſal abwarten zu laſſen.

Diejenige mannbare Frauenzimmer, welche ſich im Kopulations-Comtoir angemeldet, könnten alſo in eine Tabelle gebracht werden:

(Man ſehe die beſondere Tabelle.)

Und auf gleiche Weiſe hat der Kopulationsrath auch ein Verzeichniß aller jungen Mannsperſonen bey der Hand, welche ſich gerne verheyratheten.

Hat nun jemand Luſt, ſich zu verehligen, ſo geht er zum Kopulations-Rath, und eröffnet ihm ſein Anligen und Abſichten, unter Erzählung ſeiner Umſtände, worauf ihm dieſer aus ſeinem Magazin die tauglichſte in Vorſchlag bringt, bey deren Eltern oder Pflegern er alsdann das weitere in Richtigkeit zu bringen hat.

Weil es viele Perſonen gibt, welche zu einer Zeit, da ſie ſich zu verheyrathen gedenken, nicht wiſſen, wohin ſie ſich wenden

ſollen, und ich oben ſchon zum Theil die Hinderniſſe und Betrügereien angemerkt habe, welche ſich bey Heyrathen offenbaren, ſo zeigt ſich ſchon ein groſſer Nuzen, den mein Vorſchlag leiſtet, indem ein Freyer, wie in einer Kaufbude, aus einer Menge reicher, ſtoffener, ſeidener, und halbſeidener Zeuge herausſuchen kan, was er ſeinem gemachten Plan am gemäſeſten findet; und kömmt es alsdann nur darauf an, ob die Hauptperſonen den Kauf mit ihme richtig machen wollen. Hiebey aber müſſen alle Vorurteile ſchlechterdings verbannt ſeyn, welche man wegen der beleidigten Ehre hat, wann man nicht erhält, was man verlangt. Sagen die Eltern oder das aufgeforderte Frauenzimmer: Mein Herr! wir ſeynd ihnen vor ihre gute ~~gute~~ Meinung verbunden; allein, wir denken, ſie taugen nicht vor uns; ſo ſollte der junge Herr nicht einmal darüber erröthen, und ſo gleichgültig ſeyn, als ob ihm jemand einen guten Morgen gewünſcht hätte: ſein Glük iſt noch zu machen, und er kan ja wieder zum Kopulationsrath gehen, und ſich ein anders Stük ausſuchen. Der gute Mann darf auch um ſo weniger unwillig darüber ſeyn, als das Frauenzimmer ihre Freiheit ſo gut haben will, wie er.

Da aber auf diese Art die Mannspersonen immer der wählende und handelnde, das Frauenzimmer hingegen der wartende und leidende Theil wären, so wünschte ich, daß zu Austilgung dises unbilligen Vorzugs, dem schönen Geschlecht, ohne Nachtheil ihres guten Namens, auch frey stünde, zu einem Manne zu sagen: Mein Herr! Sie gefallen mir; wann ich Ihnen auch anständig bin, so ist unser Handel richtig!

Ich weiß zwar wohl, daß man hier gewaltig darwider schreyen würde: allein bediente man sich nicht durch dise Offenherzigkeit der natürlichen Freiheit, die der Mensch so gerne liebt? und, welches ist vernünftiger, einander die beyderseitige Umstände zu eröffnen, und sich mit kaltem Geblüte zu sagen: wir taugen nicht vor einander, oder aber auf Gerathewohl darauf los zu gehen, und durch eine übel gerathene Verbindung den schönsten Theil des menschlichen Lebens mit Verdruß dahin bringen?

Die Ansezung der Strafe wegen des Verbrechens, wann man mehr Vermögen angibt, als man hat, ingleichem das Verhältniß der Belohnung gegen die Bemühung des Kopulationsraths überlasse ich andern auszudichten: es ist genug, daß ich den Vorschlag gegeben habe; ein anderer mag ihn ausführen. So viel bleibt allemal

wahr, daß der Nuzen davon augenscheinlich wäre; ob aber die Sache so leicht in der Anwendung seye? das ist eine andere Frage. Jedermann liebt die alten Gebräuche, und niemand kan sie ausrotten, als eine hohe Landesobrigkeit durch scharfe Gesezze. Ein grosser Herr könnte einmal eine Probe davon machen lassen: er müßte aber meinen Vorschlag nicht dazu mißbrauchen, daß er ihn als ein Mittel ansähe, seine Einkünfte zu vermehren: kurz, der Gesezgeber müßte ein Lykurg, und seine Unterthanen, wie die Bürger zu Lacedämon seyn. Wo sind aber die heutige Lykurge? Halten sie doch diſe zufällige Gedanken dem Verfasser zu gut; sie gehören zum blauen Dunst.

Es ist bey den Teutschen gewöhnlich, daß junge Gelehrte, wann sie die hohe Schule verlassen, eine lateinische Abhandlung desjenigen Theils, der von ihnen erlernten Wissenschaft, worinnen sie sich vorzüglich stark zu seyn dünken, unter dem Schuz eines Professors auf dem Katheder öffentlich vertheidigen. Nun wird eine Fertigkeit in der Lateinischen Sprache, Vernunftlehre, und andern philosophischen Wissenschaften, ingleichem eine grosse Känntniß derjenigen Hauptwissenschaft, in welcher man sich zeigen will, erfordert, wann man auf die gegnerische Einwürfe, als ein Meister, antwor-

ten

ten ſolle; da aber gemeiniglich die akademiſche junge Herren ihren Verſtand nicht gerne zu hart anſtrengen, und die meiſte derſelben den Lauf ihres Univerſitätlebens endigen, ehe ſie etwas rechtes erlernt haben, im Gegentheil gleichwohl vor geſchikte Leute angeſehen ſeyn, und bey dem gelehrten Streit vor tüchtige Vertheidiger ihrer Säze gehalten werden wollen, ſo verfallen ſie gar oft auf unanſtändige Hülfsmittel, deren ſie ſich bedienen, um die Zuhörende zu hintergehen. Eine der gemeinſten Betrügereyen iſt dieſe, daß ein ſolcher Vertheidiger ſich von ſeinem Gegner die Einwürfe geben läßt, welche diſer wider ſeine gelehrte Streitſchrift aufgeſezt hat. Solche geht er mit ſeinem Gegenpart durch, und lernt zu Hauſe ſchon die Antworten auswendig, welche er alsdann auf dem Katheder in lateiniſcher Sprache, nach der gewöhnlichen Form, herbetet. Einige laſſen ſich durch einen guten Freund, der ſich nahe zu ihnen hindrängt, mit Antworten äzen, wie die junge Sperlinge. Andere, die nicht ganz leer ſind, bedienen ſich diſes Fechterſtreichs, daß ſie die Einwürfe des Gegners nicht läugnen, weil ihnen ſonſt der Beweis obläge, ſondern ſie fordern ſo lange Beweiſe von ihm, bis ers aufgibt. Noch andere beſizen die Gabe der Unverſchämtheit, und theilen Antworten

aus, wie sie ihnen in den Mund kommen; und ist das ihr geringster Kummer, ob sich die Antwort schikt, oder nicht? Sie halten es nur vor eine Schande, gar nicht zu antworten; und ist es nach ihrer Meinung, noch allezeit Ehre genug, wann man nur schwäzt, ob man gleich ungereimt schwäzt. So viel gewinnen sie freylich durch ihr Plappern, daß sie vor dem Ausziſchen des gemeinen Haufens bewahrt bleiben, der nur darauf sieht, ob man sich wehrt, nicht, wie man sich wehrt.

Jezt auch ein Wort von denen Gegnern, welche darzu da sind, die Streitschrift kunstmäsig anzufechten. Viele derselben sind nicht so geschikt, einen Einwurf zu erfinden, und methodisch vorzutragen, sondern sie sprechen einen guten Freund an, der in der Disputirkunst geübter ist, daß er ihnen aus der Noth helfe. Diser nun sezt ihnen einen ganzen Zettel voll von Einwürfen auf, samt den Beweisen, welche nach der Wahrscheinlichkeit der Vertheidiger, wegen des einen oder andern Sazes, fordert. Nachdem sie nun alles ihrem Gedächtnisse getreulich empfolen haben, so gehen sie ganz zuversichtlich auf den gelehrten Kampfplaz, und machen bedeutendere Gesichter, als ein Egyptischer Zauberer. Sie machen ihren ersten Einwurf, und freuen sich schon im Verborgenen,

genen, daß ihre Beweise eine halbe Stund lang dauren werden; aber welcher Schreken breitet sich über sie aus, wann ein Vertheidiger ihre lange Reihe von Beweisen mit ein paar Worten abschneidet; sie stehen da, wie Bildsäulen, wann man ihnen eine Distinction zwischen die Beine wirft; und, wann sie anders Herz genug haben, so erholen sie sich, danken vor die gütige Aufnahme und Auflösung ihrer kleinen Zweifel, gehen ab, und seufzen.

Einige halten sich bey Drukfehlern auf, und disputiren gar heftig wider die, durch das Versehen des Sezers, nicht recht angezogene Schriftstellen.

Feinere Gegner, wann ihnen die Materie, worüber man streitet, nicht bekannt genug ist, wissen die Vertheidiger der Streitschriften unvermerkt auf diejenige Wissenschaft zu leiten, worinnen sie Meister sind, und alsdann können sie stundenweis fortreden, da sie im Gegentheil, wann man sie bey der Klinge behält, ihre Schwäche verrathen.

Bey denenjenigen, welche die Vertheidiger der Streitschriften im Nothfalle heraushauen sollten, ich meine, bey denen Professorn, die als die Beschüzer da stehen, gehts auch oft sehr seichte her. Ohngeachtet sie einen grossen Vortheil dardurch gewinnen, daß sie die Zeit über, als sich die

Gegner an die Respondenten machen müssen, sich auf eine gute Antwort gar gemächlich besinnen können, so behelfen sie sich doch zuweilen mit Ausflüchten, die ihrem Karakter nicht gemäs sind. Bald fangen sie an, eine Rede über diese oder jene Materie zu halten, welche auf den Einwurf des Gegners eigentlich gar keine Antwort ist; bald erdenken sie zu ihrer Hülfe eine unerhörte, ihnen selbst unverständliche Distinction; bald aber geben sie eine Antwort, welche gar nichts heißt, und womit der Gegner zufrieden seyn, oder aber Ausdrüke anhören muß, welche zu erkennen geben, daß der Mann zwar eine gute Pfründe und vornehmes Amt, aber das leztere keinen Mann hat.

In den meisten Ländern ist der Gebrauch, daß die Bürger, wann sie einen neuen Landsherrn, neue Diener aber, wann sie ein Amt bekommen, den Eid der Treue ablegen. Das eine nennt man Huldigung, und das andere die Beeidigung. Beedes geschieht, nach den Gewohnheiten eines jeden Landes, auf eine besondere Art; die Absicht aber ist allemal dise, daß man von Seiten der Obern sich der Treue und Ehrlichkeit der Bürger und Diener zu versichern, und vermittelst einer Betheurung verbindlich zu machen sucht, die ihnen zu getreuer Verse-

hung

hung ihres Amts besonders vorgeschriebene Regeln, welche der Staat genennt werden, bey Vermeidung der Strafen genau zu beobachten. Betrachten wir aber die Menge schlimmer Bürger und ungetreuer Beamten, so wissen wir nicht, ob wir uns über das weite Gewissen dieser Leute, oder über die ewige Gleichförmigkeit und alten Schlendrian der Obern, mehrers verwundern sollen?

Die Einführung des Eides in dergleichen Fällen ist ursprünglich eine gute Erfindung, und in alten Zeiten ein bewährtes Mittel gewesen, die Beeidigte von boshaften und gefährlichen Unternehmungen abzuhalten. In denen verflossenen Jahrhunderten ist man viel eifriger in der Religion, darbey aber auch viel einfältiger und abergläubischer, hingegen doch ehrlicher gewesen. Man beredete die Leute damals, daß, wann sie betrügen würden, sie nach ihrem Tod keine Ruhe haben werden, sondern feurig herumspuken müssen. Man erzählte hundert traurige Begebenheiten von denen, welche meineidig worden sind; zum allgemeinen Abscheu ließ man die betrübte Geschichte in Holzstichen abschildern, und ist beynahe kein Bauer gewesen, der nicht eine solche gelähmte schwarze meineidige Hand an seiner Kammerthüre angenagelt hatte. Aber nun hat man, zu Beruhigung des Gewissens, sich

bequemere Grundsäze, und eine eigene Religion gemacht, vom Aberglauben hat sich der meiste Theil losgerissen, und eine ungeheure Menge von Christen ist von der wahren Gottheit abgefallen, und hat sich den Eigennuzen zum Gözen gemacht, dem sie alle Ehre und wahre Zufriedenheit aufopfert. Bey diser leidigen Verfassung der menschlichen Gemüther fällt es schwer, durch einen Eid sich der Redlichkeit zu versichern; und getraue ich mir zu behaupten, daß ein schlechter Mensch bey dem schwersten Eid ein Betrüger, ein Mann von guten Grundsäzen aber, auch ohne Eid, ein ehrlicher Mann bleiben werde. Wie ist aber der Sache abzuhelfen; und wie kan sich ein grosser Herr in Sicherheit sezen? Die Hebung dieser Schwierigkeit überlasse ich Klügern: nur denke ich, man sollte bey ganz veränderten Umständen, auch die Geseze verändern. Man sagt, ein gewisser König habe in neuern Zeiten ein Gesez gemacht, daß in seinen Landen kein Beamter beeidigt, bey der ersten Betrügerey aber vom Leben zum Tod gebracht werden solle. Auf diese Art entsteht kein Meineid, und nicht leicht ein Betrug, weil bey Entdeckung desselben der ohnfehlbare Tod des Betrügers erfolgt.

Bey den Gerichtshöfen ist es auch eine sehr erbauliche Sache, daß der Betrüger

Univ.-Bibl. München

ein

ein ehrlicher Mann wird, ſo bald er ſich durch einen Eid gereinigt hat. Viele betrügen den Richter dadurch, daß ſie den Eid ablegen unter einer gewiſſen Bedingung, welche ſie ſich im Sinn vorbehalten; und iſt diſes ein Kunſtgrif der Herren Rabuliſten.

In Teutſchland und in mehrern Ländern pflegt man bey dem Wechſel des Jahrs einander eine Menge von Glükſeligkeiten anzuwünſchen; man rennt durch die Straſſen, und läuft in die Häuſer; man empfiehlt ſich, und ſagt ſich viel ſchönes und verbindliches: man verſichert einander der Hochachtung, und die Seele weiß nichts davon, weil es bloß maſchinenmäßig zugeht. Man weiß, daß dieſe Worte nur blauer Dunſt ſind, und jedermann nimmt doch diſe Wünſche gern an. Viele wollen über dergleichen Kleinigkeiten, wie ſie ſolches nennen, hinweg ſeyn; und doch nehmen ſie es empfindlich auf, wann man ihnen nicht zum neuen Jahr wünſcht. Vor einen geſezten Mann ſteht es gar nicht gut, wann er wie ein Schulknab von Haus zu Haus gehen, und eine gewiſſe Wunſchformul pedantiſch herbeten ſoll.

Entweder liebt man diejenige, denen man an diſem Tage wünſcht, oder man liebt ſie nicht. Liebt man ſie, ſo wünſcht man ihnen alle Stunden Gutes, und ſchränkt die

Wünſche

Wünsche nicht auf einen einzigen Tag ein; liebt man sie aber nicht, so ists ohnehin kein Ernst. Im ersten Falle sind also die Wünsche ein Ueberfluß, und in dem andern Unwahrheit.

Da man in vielen Dingen nach und nach das Joch der Tyrannei abgeschüttelt hat, das die Gewohnheit ganzen Ländern an den Hals geworfen, so ist Hoffnung vorhanden, daß dises unnöthige Geplauder mit der Zeit auch aufhören werde. Der Anfang zu diser Veränderung ist hin und wieder gemacht worden, und glaube ich, daß der Fortgang stärker seyn würde, wann nicht der Eigennuz hier und da den Schritt aufhielte. In einigen Reichsstädten sollen die Neujahrsgeschenke, welche man darinnen dem ersten Geistlichen gibt, gar beträchtlich seyn; davor aber ist er verbunden, nicht nur öffentlich, sondern jeder Familie in ihrem Haus besonders Glük zu wünschen, wann er anders dieses Vortheils sich nicht verlustig machen will.

Unter der Menge von abergläubischen Dingen nehmen auch die Wahrsagereien, Zeichendeutereien, Hexenerscheinungen, Geisterbeschwörungen, und das sogenannte Segensprechen einen grossen Plaz ein. Das menschliche Herz ist gar neugierig, und hat

eine

eine brennende Begierde nach verborgenen Dingen.

Diſer Schwachheit des Menſchen haben ſich ſchon die heidniſche Gözenprieſter zu Ausführung ihrer Unternehmungen bedient, und haben durch zweydeutige Ausſprüche der Orakel und durch beſonders beſoldete Männer, welche aus den Eingeweiden der Thiere und dem Flug der Vögel die Schikſale der Menſchen beſtimmen mußten, den ganzen Staat regiert. Viele Prieſter der chriſtlichen Kirche haben es in vorigen Jahrhunderten auch für gut befunden, den gemeinen Mann in einer ſtarken Unwiſſenheit zu erhalten, und ihm Blendwerke vorzumachen, wodurch er zum Aberglauben gebracht worden iſt, und diſerley unrichtige Säze auf Kinder und Kindeskinder fortgepflanzt hat. Wer nun das menſchliche Gemüth kennt, dem wird es gar nicht unbegreiflich vorkommen, daß der eingewurzelte Hang zu abergläubiſchen Dingen noch nicht gänzlich in neuern Zeiten habe ausgerottet werden können, weil die Liebe zu Heimlichkeiten, und die erdichtete Wiſſenſchaft, die Zukunft durch Punkten und zauberiſche Worte vor ſich aufzuſchlieſſen, gar zu ſehr küzelt, und an der Wahrheit ſolcher Künſte ſo wenig gezweifelt wird, als an der Religion, indeme den Kindern ſchon in der zarten Jugend davon vorgepre-

digt

digt, und in Kunkelstuben eine Menge der erschreklichsten Begebenheiten und der erstaunlichsten Wirkungen dieser verborgenen Wissenschaft erzählt wird; wordurch es dann geschieht, daß oft wakere vernünftige Männer, wann sie durch gründliche Untersuchung diser Sache auf die Unwahrheit kommen, gleichwohl solche Dinge nicht ganz läugnen, sondern sie an ihren Ort gestellt seyn lassen wollen; welches gemeiniglich daher rührt, weil die Bilder, welche sich seit so vielen Jahren in der furchtsamen knechtischen Seele fest gesezt haben, ihre Herberge ungern verlassen.

Bey verschiedenen dieser Possen bedient man sich gewisser Worte, denen man die Wirkung dises oder jenen sogenannten Wunders zuschreibt, ohngeachtet die Worte dabey ein blauer Dunst sind, und gar nichts ausrichten, sondern die Natur der Sache es also mit sich bringt. Man erforsche alle Seegensprecher, Zauberer, Banner, u. dgl. entweder ist ihnen ein Stük von der wundersamen Wirkung der Natur bekannt, oder sie sind Betrüger, und lassen es auf ein Gerathewohl ankommen, ob ihre Kunst durch ein Ohngefähr eintrifft.

Hin und wieder gebrauchen auch vernünftigere nur leere Worte bey grossen Zurüstungen wider unglükselige Menschen, welche am

Ver-

Verſtand leiden. In einer gewiſſen Stadt wollte ein blödſinniges Weib mit Gewalt drey Teufel im Leibe haben; niemand war im Stand, diſe Narrheit ihr auszureden; endlich ſchikte ein Student zu ihr hin, und verſprach ihr, mit ihrer Erlaubniß, dieſe Teufel auszutreiben. Da ſie das Anerbieten mit Freuden annahm, brachte er eine Elektriſirmaſchine mit ſich, mit welcher er das Weib elektriſirte: nun mußte ſie natürlicher Weiſe Funken von ſich geben, wo man ſie anrührte; allein der Student machte zuvor groſſe Zurüſtungen, ein bedeutendes Geſicht, und murmelte einige Worte her; nach welcher Feyerlichkeit er das Weib erſt anrührte, und einen Funken aus ihr herauslokte; das einfältige Mütterchen glaubte, der Funken ſeye ein Teufel, und empfand ſchon einige Erleichterung; nachdem nun der Student ſeine Ceremonien mit vielem Anſtand zum zweyten und drittenmale wiederholt hatte, ſo wurde ſie wieder vollkommen geheilt.

Unter dieſe Gattung können auch die Goldmacher gerechnet werden; dann dieſe ſchwazen auch gemeiniglich unverſtändliche Dinge daher, wobey ſie ſich eine ſolche zuverſichtliche und triumphirende Mine zu geben wiſſen, daß man Mühe hat, ihrem Betrug auszuweichen. Sie theilen ſich in drey Klaſſen; einige legen ſich auf dieſe

Wissenschaft zu ihrer Ergözlichkeit, und machen die Versuche ohne Schaden ihres Nebenmenschen; andere haben ihr Vermögen schon durch die Kamine gejagt, und sind doch von der Wahrheit und nahen Entdekung des grossen Geheimnisses so eingenommen, daß sie einen Dukaten um den andern hierzu entlehnen; da sie aber bey allen Proben, die sie anstellen, immerzu unglüklich sind, so hören sie auf, zu laboriren, und denken auf ordentliche Mittel, ihrem Nebenmenschen das Entlehnte wieder heimzuzahlen, wiewohl sie, bey der größten Dürftigkeit, und Vorstellung der sich selbst durch diese Wissenschaft zugezogenen Armut, die Liebe zu derselben nimmermehr verlieren, und nur blos deswegen davon abstehen, damit sie nicht als Schuldenmacher und Betrüger angesehen werden mögen. Endlich aber gibt es noch andere, welche bey der äussersten Dürftigkeit die Gutheit des Nächsten mißbrauchen, beständig von ihme entlehnen, und gewiß wissen, daß sie nimmermehr im Stande seyn werden, ihn vor seine Forderung zu befriedigen, ja welche oft so dreuste und stolz sind, daß sie mit einem Gläubiger, wann er nicht weiters herleihen will, Mitleiden haben wollen, weil er so thöricht ist, sein Glük mit Füssen zu stossen, und einen Mann zu beleidigen, der

nächster

nächſter Tagen mit ſechs Mohrenhengſten fahren wird.

Es iſt ein luſtiger Auftritt, wann man die Unterredung einer Hausfrau mit einer fremden Magd, welche aus dem Hauſe ihrer Herrſchaft, der erſtern, ein Geſchenk bringt, anhört; dann da will die Frau das überbrachte durchaus nicht annehmen, und mit Gewalt wiederum zurükgeben, die Magd aber verſteht die Sprache ſchon, und weiß die Frau mit etlichen Worten ſo weit zu bringen, daß ſie die Unkoſten zu bedauren anfängt, die ſich ihre Herrſchaft hat machen wollen, und zu trachten verſpricht, wie ſie auf eine andere Weiſe ihre Schuldigkeit werde beobachten, und ſich dargegen gefällig erzeigen können. Uebergibt nun die Frau der Magd das leere Körbgen oder den Teller ſamt der Serviette wieder, und legt einen kleinen Trägerlohn dazu, ſo hebt ſich die Rolle der leztern an: ſie verſichert zwey und dreymal, daß ſie nichts annehmen dörfe; endlich aber, weil mans ſo befiehlt, nimmt ſie das Geld, bedankt ſich, und geht ab. Iſt es nicht lächerlich, daß die Menſchen ſo viele Worte verlieren, und erſt durch lange Umſchweife das thun, was ſie ſich gleich anfänglich vorgeſezt haben? Hat nicht die Frau beym erſten Anblik des Geſchenks, im Sinne gehabt, ſolches zu behalten, und hat nicht die Magd ſchon auf das

Trägergeld gezählt? Was iſt es alſo für eine Narrheit, daß ſich beede ſtellen, als verlangten ſie nichts! Hier wünſchte ich nur auf ein paar Monat allemal Leute, welche das angebotene auf das erſte Abſchlagen gleichbald wiederum zu ſich nähmen, und ohne ein Wort zu ſagen, abgiengen; ich weiß es gewiß, man würde die Liebhaber der Geſchenke nicht zweymal um die Annahme derſelben bitten dörfen. Dieſes hier oben gegebene Beyſpiel ſchränkt ſich nicht auf ſich ſelbſt ein, und iſt ſo gar nicht das einige, daß es vielmehr bey allen Ständen, nur allemal auf eine veränderte Art, vorkömmt.

Zum blauen Dunſt in Worten gehören auch die vielerley Verſprüche, welche man nicht hält. Man findet Menſchen, welche aus Gewohnheit ſo höflich ſind, daß ſie einem nichts abſchlagen können, und voll guten Willens ſind, ihrem Nächſten zu dienen; es iſt aber ein Unglük, daß ſie entweder oft zu unmächtig ſind, den gegebenen Verſpruch zu halten, oder, daß ſie nicht aus Muthwillen, ſondern bloß aus Vergeſſenheit ſich deſſen nimmer erinnern. In beeden Fällen ſind ſie noch zu entſchuldigen. Wann ſie aber aus Höflichkeit bey einer Sache ihr Wort geben, und doch voraus wiſſen, daß ſie es zu halten nicht im Stande ſind, ſo kan man ſie von einer Beſchuldigung nicht ganz frey ſprechen,

weil

weil ſich der andere darauf verläßt, ob ihn ſchon der gute Wille zu dienen, und die Gewohnheit der Welt einigermaſſen davon losſzält. Durch diſe Gewohnheit der Welt verſtehe ich die groſſe Neigung der Menſchen, dasjenige von andern ſich wünſchen und verſprechen zu laſſen, was ſie gern hätten, wann ſie auch gleich wiſſen, daß die Erfüllung ihres Verlangens durch die verſprechende Perſon nicht geſchehen kan. Man hört täglich diejenige als wakere Männer loben, welche einem nichts vor der Fauſt abſchlagen; hingegen über einen ehrlichen Mann ſchimpft man, der einem ins Geſicht ſagt, man ſolle ſich keine Mühe geben, es ſeye nichts zu machen. Die gröſte Miniſter und Räthe machen es ſich zum Geſeze, denen Bittenden freundlich zu begegnen, und, bey dem ſchlimmſten, voraus ſchon verſpielten Zuſtand ihrer Sache, ihnen ihre Hülfe nach Möglichkeit zu verſprechen. Das Kompliment und ein gutes Wort thut eben dem ſtolzen Herzen wohl, wann es ſchon von dem Verſpruch keine Wirkung ſieht; da im Gegentheil eine abſchlägige Antwort den angebornen Hochmut der Menſchen gleich zu viel demütigt; welches ſie gemeiniglich vor eine gröſſere Strafe halten, als den verlornen Handel. Dieſes Kompliment wird von einigen ein Kanzleytroſt genennt, welches eben ſo viel iſt,

als eine Versicherung, daß man bey seinem Gesuch leer durchgehen werde.

Bey einigen ist es ihrer Gemütsart und flüchtigem Geist zuzuschreiben, wann sie ihr Versprechen nicht erfüllen. Ich kenne einen geschikten Mann, der mir schon vor sechs Jahren versprochen hat, mein Wappen zu stechen; er verspricht mirs von Zeit zu Zeit ganz gewiß, und doch habe ich mein Pettschaft noch nicht. Vielleicht hat er auch die Gewohnheit an sich, wie viele andere, daß er entweder gar nimmer, oder sehr späth und mit Mühe an ein Geschäfft kömmt, das er auf einige Zeit aufgeschoben hat. Von diser Art Leute gibt es auch in Kanzleyen. Man weiß, daß sie arbeiten können; allein, sie laden sich zu viel auf: sie wollen alles wegschaffen, und unternehmen alles. Sie fangen etwas mit Hize an, sie machen aber nichts aus.

Gut, wird der Verleger dises Buchs sprechen, eben so haben Sie mirs auch gemacht, mein Herr Autor! Sie haben mich lange warten lassen *). Es ist wahr. Habe ich aber nicht immer gesagt, wann ich einmal dahinter komme, so wird es schnell gehen. Und habe ich nicht die Wahrheit gesagt?

*) Sie haben recht, Herr Autor!
Der Verleger.

II.

Der blaue Dunst

in Schriften.

Der schriftliche Dunst ist auch Dunst, wie der wörtliche, und unterscheidet sich nur darinnen, daß eine Schrift gemeiniglich mehr Ansehen vor sich hat, als blosse Worte, und der Verfasser, durch langes Nachdenken, geschikter ist, seinen Unwahrheiten einen vortheilhaftern Strich zu geben, als ein Redner aus dem Stegreif. Kurz: in Schriften lügt man systematischer! Wer also nicht betrogen seyn will, der hat grosse Vorsichtigkeit vonnöthen, und Ursache, etwas schriftliches vorher wohl zu untersuchen. Ich will jezt von Titeln reden, von Amtstiteln, Brieftiteln, und Büchertiteln.

Gemeiniglich erhält man die Titel von dem Amte, in welchem man steht, und das ist recht. Oft aber führen Männer den Titel von einem Amt, das sie nicht haben, vielweniger verstehen, und das ist lächerlich.

Wann wir auf den Urſprung der Titel zurükgehen, und den Beweggrund der Alten ausforſchen, warum ſie diſen oder jenen Titel gegeben haben, ſo werden wir finden, daß der Titel demjenigen allezeit angemeſſen ware, der ihn bekam. Gleichwie aber alles mit der Zeit zu einem Mißbrauch erwächſt, wann man dem beſorgenden Unheil nicht im Anfang, und mit ſtarken Kräften widerſteht; eben ſo iſt es auch mit den Titeln gegangen. Die Begierde nach ſolchen entſpringt, wie alle böſe Neigungen, aus dem menſchlichen Herzen, und wird Hochmut genennt. Hochmut iſt das älteſte Laſter. Unſere Alten waren alſo auch hochmütig. Daß ſie aber die Titel von Aemtern nicht ſuchten, welchen ſie nicht vorſtehen konnten, kam nicht daher, als ob ſie nicht auch in der Stille gewünſcht hätten, mehr zu ſeyn, als ſie waren; ſondern daher, weil ſie ſich ſchämten, mehr zu ſcheinen, als zu ſeyn. Kurz die Schamhaftigkeit ſiegte damals über die Unverſchämtheit. Heut zu Tage aber iſts umgekehrt: unverſchämte Forderungen ſiegen über die Schaam. Im Grunde dachten die Alte ſo ſchlimm, als die neue: nur unterlieſſen die Alte, aus Furcht vor der Schande, viele niederträchtige Handlungen, die eine Menge der neuern begeht, und ſo gar nicht mit Widerſpruch einer angebornen Ehrbarkeit begeht, daß ſie vielmehr in der ungezweifelten Meinung

nung ſteht, man müſſe mehr ſcheinen, als ſeyn, wenn man Lebensart haben wolle.

Man gehe alle Arten von öffentlichen Bedienungen durch, ſo wird man finden, daß faſt niemand mehr mit dem Titel desjenigen Amts, das er verwaltet, vorlieb nehmen will, ſondern er will vor eine höhere Perſon angeſehen ſeyn. Der Kanzelliſte will ein Sekretär, der Sekretär ein Rath, und der Rath ein höherer Rath ſeyn. Ein jeder ſchämt ſich des Amts, das ihm Brod gibt, und will etwas ſeyn, das er nicht iſt.

In vielen Ländern kauft man Titel und Rang; und alsdann erhält ein Thor vor ein paar hundert Thaler das Recht, zu glauben, er ſeye ein wichtiger Mann. Wüßte ein ſolcher, wie klein er in den Augen der Vernünftigen ſcheine, und wie lächerlich er mit ſeinem gekauften Verdienſt denen Fürſten vorkomme, ſo würde er gewiß auf ſeinen Titel nicht ſtolz ſeyn.

Wann ein Fürſt ſeinen hochmütigen Unterthanen den Titel von einer Bedienung gibt, die in ſeinen Landen ganz ungewöhnlich iſt, ſo ſieht man offenbar, daß er mit ihnen, auf ihre Koſten, ſeinen gnädigen Scherz treibe.

Männer, die in ihrem Leben noch niemals mit der Waage der Gerechtigkeit gewogen haben, ſind ſchon auf den Einfall gekommen, Titel zu begehren, welche nur den Prieſtern

der Themis vorbehalten ſind; und Leute haben ſchon Rathstitel erlangt, die gar nicht wußten, was ein Rath iſt.

Wann Handelsmänner den Titel der Kommerzräthe begehren, ſo hat doch der Titel noch einige Verbindung mit ihrer Verrichtung, beſonders, wann ſie einem groſſen Herrn rathen, wie, und wo er die nöthige Waaren vor ſeinen Hof herbeſchreiben ſolle. Inzwiſchen verwundere ich mich doch, daß viele Kaufleute nach diſen Titeln ſo begierig ſind, da doch jederzeit der Karakter eines rechten Kaufmanns anſehnlich genug iſt. In einem groſſen Strich Europens machen die Handelsleute die Vornehme des Staats aus, und auch der Adel hält es ſeinem Stande nicht nachtheilig, wann er Handel treibt; man weiß ſo gar Fürſten, die ins Groſſe zu handeln, kein Bedenken tragen. Zwar kan ich hier nicht in Abrede ziehen, daß man in einigen Ländern, worinnen nicht recht ins Groſſe gehandelt wird, den Handelsmann nicht viel achtet, wann er nicht karakteriſirt iſt, und daß öfters Umſtände vorhanden ſind, welche einen Kaufmann nötigen, ſich einen Karakter beylegen zu laſſen. Und diſe ſind alsdann zu entſchuldigen.

Auch die Handwerker und Profeßioniſten wollen mit der Benennung ihrer Handierung nicht mehr vorlieb nehmen, ſondern andere, und

und wohl gar fremde ausländiſche Namen haben. Den Gerber ſoll man einen Lederbereiter, und den Gürtler einen Ciſeleur heiſſen: ja der Hochmut und überflüßiges Geld, hat jenen Schneider ſo gar zum Modellienrath gemacht.

Es iſt mit den Titeln, wie mit den Münzen. Ein Landesherr kan nach ſeinem Gefallen in ſeinen Landen Titel und Range ertheilen, wie und wem er will, er mag auch immerhin geringhaltige Münzen ſchlagen, oder, wie ein gewiſer morgenländiſcher Fürſt, Geld aus Leder oder Pappier machen laſſen, und ſolchem nach Gefallen einen beſtimmten Werth ertheilen; aber das kan er nicht befehlen, daß man ſie auſſer Lands auch ſo hoch annehme, ſondern er muß geſchehen laſſen, daß an andern Orten die zu hoch geſezte Münze entweder gar nicht angenommen, oder wenigſtens auf den wahren innerlichen Werth beſtimmt werde. Es iſt ein Glük vor einen manchen geſtempelten Hofrath, daß er das Vorurtheil des Pöbels vor ſich hat, welcher den Gehalt der Münze nach dem Glanz und ſchönen Gepräg derſelben abmißt; dann, wann er auf die Kapelle gebracht werden ſollte, ſo würde er im rechten Werth mehr zurükſchlagen, als Hekmünze.

Wann man in einigen Ländern einen General-Rang- und Titel-Probationstag anſtellte,

ſo könnte man das ſo gar verſchiedene Schrot und Korn erfahren. O wie würden alsdenn die ringhaltige Sorten unter den moraliſchen Waradeinen zittern? Bey vielen würde es ſich zeigen, daß ſie den Schlagſchaz nicht werth ſind; da im Gegentheil andere viel mehr halten würden, als der geringe Cours, den man ihnen bisher gegeben hatte.

Würde man mit einer unpartheiſchen Unterſuchung den Anfang machen, und einen ſolchen Prüfungstag anſtellen, ſo wüßte ich keine gröſſere Demütigung vor rangſüchtige Thoren, aber auch keine anſtändigere Genugthuung vor würdige Männer, die ohne Geld und Gönner mit den erhabenſten Verdienſten verborgen ſeyn, und oft in Dürftigkeit leben müſſen.

Jezt auch ein Wort von Geburts- und Brieftiteln, oder ſogenannten Titulaturen.

Der menſchliche Hochmut hat an denen Amtstiteln nicht genug gehabt, ſondern noch eine andere Art erfunden, worinnen ſich der Vornehmere vor dem Geringern unterſcheidet. Es iſt ſehr lächerlich, daß man denen tollen Gewohnheiten die Natur aufopfern ſolle. Man verlangt, daß ein Mann, bey einer jeden neuen Ehrenſtelle, eine neue Geburt haben ſolle, wobey er allezeit die vorhergehende vergeſſen muß. Von **Hochedelgebohren** wird er **Wohlgebohren**, von

Wohl-

Wohlgebohren, Hochwohlgebohren, von Hochwohlgebohren oft gar Hochgebohren: ist er aber geringer, so ist er Hochedel.

Wann wir die wahre Bedeutung dieser Wörter untersuchen, und auf den wirklichen Besiz der Eigenschaften diser Ausdrüke begieriger seyn wollten, so wurden wir gewiß lieber wünschen, Hochedel, als Wohlgebohren zu seyn, weil das leztere ein jeder Bauerjunge ist, der das Glük hat, mit gesunden und unmangelhaften Gliedern auf die Welt zu kommen, das erstere hingegen eine Eigenschaft in sich begreift, die wir uns erst durch Fleiß und Tugend erwerben müssen.

Andere Titel fassen die Strenge und Ernsthaftigkeit des Amts in sich, z. E. Vester, Gestrenger, Mannhafter; wir werden aber durch die Erfahrung belehrt, wie abgeschmakt oft diser Titel seye, und wie uneigentlich er auf den Mann passe, der ihn führt.

Lentulus, ein Beamter zu X*** ist ein stiller, furchtsamer Mann, und hat nicht das Herz, seine Untergebene zu strafen, wenn sie ihn gleich mißhandeln: Schnurr aber, ein alter Wachtmeister hat einen beschwerlichen Leibschaden, und genießt schon zwanzig Jahre das Invalidentraktament; gleichwohl nennt man jenen den Vesten und Gestrengen, diſen aber den Mannhaften.

Viele

Viele wollen **Hochberühmt** heiſſen, welche doch kaum zwanzig Schritte hinter ihrer Stadtmauer bekannt ſind.

Andere werden vor **Vielvermögend** gehalten, die doch in ihrem eigenen Hauſe nichts zu ſagen haben. Wiederum andere ſind **Hocherfahren**, die ſich ſelbſt nicht zu helfen wiſſen.

Hochwürdig, Hochehrwürdig ꝛc. ſind auch ſo oft gemißbrauchte Worte. Wie unerträglich muß es nicht in einem Ohr klingen, welches die Wahrheit liebt, wann es die unnüzeſte Erdenlaſt, den unwürdigſten Bauchpfaffen, den **Hochwürdigen** nennen hört: und wer wird ſich alsdann vor Aergerniß faſſen können, wann man ihme **in GOtt andächtiger** ſchreibt?

Denen obrigkeitlichen Perſonen ſchreibt man gemeiniglich unter andern: **Fürſichtige, Hoch- und Wohlweiſe!** Aber wie leer iſt oft ihr Gehirn, und wie wenige Vorſicht brauchen dieſe Herren bey Bedenklichkeiten.

Mit dem Wort **Gelehrt** geht man eben ſo unverantwortlich um. Iſt einer einmal auf der hohen Schule geweſen, ſo ſchreibt man ihm, **Hochgelehrter**, wann er ſchon gar nichts gelernt hat.

Das Vorurtheil, welches man vor die Gelehrſamkeit eines Menſchen hat, der auf Uni-

Universitäten gewesen, ist sehr groß; und ein solcher mittelmäßiger Mensch wird überall vor geschikter gehalten werden, als der gelehrteste Mann, wann solcher den reichen Vorrath seiner Wissenschaften an einem andern Ort gesammelt hat. Einem grossen Herrn kan es sehr gleichgültig seyn, wo seine Diener gelernt haben, wann sie nur ihrem Posten wohl vorstehen.

Firlefax sizt schon dreyßig Jahre im Rath, nachdem er sechs Jahre vorher auf Akademien gewesen. Er weiß viele Geseze, und hat den Kanzleystil weg; wann er aber seine Meinung sagen soll, so redet er so künstlich um die Sache herum, und macht solche Galimatias, daß man gar nicht weiß, was er will; womit er aber zu erkennen gibt, daß einer, der Geseze versteht, sie nicht allemal recht anzuwenden wisse; indessen verachtet Firlefax alle, die nicht auf Universitäten studirt haben, ob sie ihm schon öfters zu seiner Demüthigung beweisen, daß sie vieles besser wissen, als er. Ist Firlefax nicht ein seltsamer Mann?

Da die Art und Weise so leicht ist, vor einen Gelehrten angesehen zu werden, wenn man auch nur mittelmäßig ist, so dünkt mich, man sollte Leute, die weniger, als mittelmäsig sind, gar nicht unter rechtschaffenen Leuten dulden. Wahre Gelehrte sollten sich darwider sezen, und es denen Soldaten nachthun, welche

welche mit einem unehrlichen Kameraden keine Dienste machen.

Gnädiger Herr, Gnädige Frau, Ihro Gnaden, sind ein Tribut, welchen Edelleute von denjenigen fordern, die nicht von Adel sind. Möchte es aber nicht einen Stein erbarmen, wann arme Edelleute so weit von der gesunden Vernunft verirrt seyn, und glauben können, daß sie Gnade auszutheilen haben — Es ist niemand befugt, sich einen gnädigen Herrn nennen zu lassen, als ein Grosser, der wirklich begnadigen kan. Ist es nicht ärgerlich, in einem gewissen gedrukten Register, worinnen die Taufpathen der gebohrnen Kinder aufgezeichnet sind, vor dem Namen eines jeden Lieutenants Ihro Gnaden zu lesen. Es ist schwer zu bestimmen, wer der größte Thor seye, der adeliche Pathe oder der Meßner.

Von Excellenzien, Magnificenzen, Herrlichkeiten, und andern dergleichen Mitteln, seinem Nebenmenschen einen grossen Begriff von seinem vornehmen Stand und hohen Eigenschaften beyzubringen, und ihm einen blauen Dunst vor die Augen zu machen, will ich, zu Vermeidung der Weitläuftigkeit, nichts erwähnen, sondern nur den frommen Wunsch thun, daß die Menschen einander nichts heissen möchten, als was sie sind. Ein ieder thut weniger, als er soll, und will doch

mehr

mehr seyn, als er ist. Der geringste Mensch ist gar geneigt, eine wichtige Person vorzustellen, und hierzu ist seine Neigung allemal um so heftiger, je unwürdiger er ist.

Das Laster der Titelsucht ist so allgemein, daß auch die Gesalbte auf Erden nicht frey davon sind.

Es ist eine Eitelkeit derer Beherrscher der Völker, daß sie ihren Titeln eine lange Reihe von Ländereyen anhängen lassen, wovon sie nicht eines Schuhes breit besizen, und oft gar nicht einmal eine gegründete Ansprache daran haben.

Einige scheinen sich gar ihrer Menschlichkeit zu schämen. So will z. B. der Kaiser von China ein Sohn des Himmels, und ein Beherrscher der ganzen Welt seyn. Der Abyßinische Kaiser wird der über die Erde ausgebreitete Schatten GOttes betitelt; ja der König von Siam nimmt so gar den Titel eines Königs über Himmel und Erden, eines Bruders der Sonne, u. s. w. an; die Könige von Persien aber müssen eine sehr starke Einbildung von der gewissen Belohnung ihrer guten Handlungen haben, da sie sich alle so zuversichtlich Erben des Firmaments nennen. Noch weit erträglicher klingt die Benennung eines Allergetreuesten, Allerchristlichsten u. s. w. obschon öfters die Nachfolgere im Regiment ganz andere Grundsäze

säze haben, als die ursprüngliche Erwerber diser Beynamen.

Winde werden gemeiniglich mit Wind, und Dünste mit Dunst bezahlt, wobey die Wiedervergeltung ihr Recht behauptet. Die Geschichte gibt uns schöne Beweise hievon. Statt aller, soll uns jener betrogene Rußische Czaar seyn, welcher von der Macht der Königin Elisabeth einen grossen Begriff bekam, als deren Abgesandter, da er die weitläufige Titel dises Nordischen Fürsten zu wiederholtenmalen hörte, gleichfalls seine Gesandtschaft mit denen Titeln der Königin eröffnete, als einer Königin von Engelland, Frankreich und Irrland, Man, Northumberland, Cumberland, Lankaster, York ꝛc. wobey er alle zwey und funfzig Provinzen von Engelland nach der Reihe her erzählte, und durch disen Kunstgriff denen Britten die vollkommene Freiheit zuwegbrachte, in denen Rußischen Ländern Handlung und Gewerbe zu treiben.

Leute von grossen Titeln und geringer Einsicht gleichen denen baufälligen Häusern. Dise werden verblendet, damit sie den Schein guter und dauerhafter Gebäude haben mögen. Wo ist aber derjenige, welcher den Werth eines Hauses nur nach dem äusserlichen Anstrich beurtheilen wollte? Ein maßiver Pallast scheint stolz auf seine innere Dauer zu

seyn,

seyn, und würde durch kindische Verzierungen und unnötige Schmierereien nur beschimpft werden. Eben so wird ein wahrhaftig grosser Mann, ein Genie, die Titel verachten, weil er durch sich selbst schon mehr ist, als alles, wozu ihn ein Monarch machen kan. Er ist gleichsam eine Sonne, die ihren eigenen Glanz hat, und kein schattigter Körper, der sein Licht entlehnen muß.

Die **Bücher-Titel** haben mit denen Titeln, wovon eben erst die Rede gewesen, vieles gemein. Die meiste davon sind so lächerlich, als jene Titel, und gemeiniglich sind sie ein Kunstgrif, den Leser zu hintergehen, indem sie auf der ersten Seite mehr versprechen, als die ganze Abhandlung leistet.

Bey Ersinnung eines Titels zu einem Buch richtet man sich insgemein nach der herrschenden Mode.

Vor anderthalb, zweyen und längern Jahrhunderten mußte der Titel recht lang, und also eingerichtet seyn, als ob der Leser bey Erkaufung eines solchen Buchs aller anderer Bücher von der Art entbehren könnte. Da gabs Schazkammern von Antiquitäten und lateinischen Redens-Arten, Kerne der wahren Philosophie, Parnassusstaffeln, goldene Hauptschlüssel, königliche Handleitungen, Wahrheitsschilde, Weisheitsschanzen, menschliche Gehirnregister, unbetrügliche Wegweiser

weiser und königliche Hauptstrassen zu allen Künsten und Wissenschaften in der Welt; die grosse Kunst alles zu wissen, zu reden und zu schreiben, u. d. m.

Welcher närrischen Worte und hochtrabenden Titeln bedienten sich nicht vormals die bekannte Rosenkreuzer in ihren Schriften? Eine führt den Titel: die allgemeine wiederkehrende Posaune der lezten Jubelzeit, als ein Vorbote der vergrösserten Eve, welche durch ihren Klang die Felsen in Europa erschüttert, und durch Berg und Thal ertöner. Eine andere Schrift: der Christlich- cabalistische, Göttlich- magische, physikalisch- chymische, dreymal dreyfache allgemeine Schauplaz der einzig wahren ewigen Weisheit.

Sonsten bediente man sich auch einer andern List, seinen Schriften einen Verschluß zu verschaffen. Man gab nämlich dem Buch einen mystischen, vielbedeutenden Namen, mit einer angehefteten Frage oder Ausrufung, z. B. Das kezerische warum? beantwortet und widerlegt, durch das katholische darum! Des Ribadeneira weswegen? Wer hat das Kalb ins Aug geschlagen? Wie viel hat dann das Interim verborgene Tüke hinter ihm? Wie komms denn, daß nichts kommt?

Antw.

Antw. Hier kommt etwas! Merks Wien! Cruz Teufel!

Unsere jezige Zeiten verehren eine andere Art. Man sieht sich gerne um diejenige kleine Abhandlungen um, die ganz kurze und lustige Aufschriften haben; z. E. Neuigkeiten, Kleinigkeiten, meine Gedanken, Lieder, Satyren, Briefe, Fabeln, das Buch von vier Farben u. s. w. Fast jedermann wendet die wenige Groschen daran, und kauft sich davor öfters ein armseliges Vergnügen, worüber sich seine Vernunft schämen muß, wann sie zu Hause ist.

Ich will zwar nicht allen kleinen Werkgen den wahren Wiz und allen Nuzen absprechen; doch ist dises gewiß, daß man heut zu Tage das Ernsthafte nimmer liebt, und das Gründliche vor unlustig hält. Man hat die Absicht gar nicht, sich einen Vorrath von Hauptgrundsäzen, und deren Anwendungen, zu sammeln; man will gar nicht von diser oder jener Wissenschaft aus dem Grunde unterrichtet seyn; sondern man sucht nur die Urtheile angesehener Männer aufzuschnappen, welche sie bey verschiedenen wichtigen Materien geäussert haben, und dise bringt man eilends zu Markte; man sucht in den Verdacht zu kommen, als ob einem die Wissenschaften in ihrem ganzen Umfang bekannt

wären, und macht Geſichter darzu, wie ein Pavian.

Wer gründliche Wiſſenſchaften liebt, und in das Heiligthum der Gelehrſamkeit tief eindringt, heißt izt ein Grillenfänger, und finſterer Mann; und wer die heutige gelehrte Luftſpringer von ihren Irrwegen zurecht zu weiſen bemüht iſt, heißt ein elender Pedant. Woher kömmt aber diſe Zerrüttung? Vielleicht daher: In ältern Zeiten mußte ſich ein Menſch erſtaunende Mühe geben, wann er den Ruhm eines gelehrten Mannes erlangen wollte, dann man hatte dazumalen wenige Hülfsmittel. Ein Gottesgelehrter mußte die ganze Bibel inne haben, ein Rechtsgelehrter ſein Corpus Juris, von einem Arzt aber forderte man, daß er ſeinen Hippokrat und Galen, wie der Knabe ſein Wörterbuch, herzuſagen im Stand ſeyn ſollte. Und welche Beleſenheit hatte nicht der Philoſoph nöthig, wann er etwas vorſtellen wollte? Haben ſie aber nicht den Lohn vor ihre Mühe gehabt? In allweg. Sie machten ſich die Grundſäze und Regeln der Alten bekannt, ſie waren aufmerkſam, wie dieſelbe den Bau ihrer Syſteme aufführten; ſie dachten nach, wie hie und da an dem Gebäude etwas zu verbeſſern wäre, ſie legten theils andere Grundſteine, theils aber wählten ſie nüzlichere Bauarten; kurz, unſere Vorfahren wurden

den gründlicher, weil sie wenige Hülfsmittel hatten, und also genötigt waren, die Wissenschaften im ganzen zu besehen. Nun aber plagt man sich nimmer so unverantwortlich, nachdem man das Geheimniß erfunden hat, in zwey oder höchstens drey Jahren ein Gelehrter zu werden. Seit einem Jahrhundert haben sich verschiedene gefällige Leute die Mühe gegeben, alle Wissenschaften in Tabellen zu bringen, **Auszüge, Blumenlesen, Nürnbergische Trichter** u. d. m. zum Druk zu befördern, und dardurch junge Leute auf der Extrapost wohlverwahrlich in den Tempel der Gelehrsamkeit zu führen. Man vertraut sich zuversichtlich seinem Führer an, man läßt sich auf hohen Schulen über einige Compendien lesen, man prägt sich gewisse abstrakte Säze, und Regeln ins Gedächtniß ein, und wann man mit einer Parthie versehen ist, so macht man seinem akademischen Lauf ein Ende. Der junge Gelehrte sucht sich alsdann von seinem gelehrten Handwerk zu nähren. Aber hilf Himmel! wie viele Anstände sieht er vor sich. Man verlangt, daß er Sachen wissen solle, wovon ihm noch gar nichts bekannt ist. Andere reden von der Wissenschaft, die er erlernt hat, und da hört er Dinge, die er sonst noch nie gehört hat. Woher aber kömmt diſes? Hat er dann nicht studirt? Ja! vielleicht hats ihm sein Professor nicht

gesagt? das ist möglich. So ligt also die Schuld am Lehrer? Nein! am Studenten. Der Lehrer gibt nur die Anleitung, und erklärt die schwerste Stellen; das Hauptwerk aber wird dem Studenten überlassen: wann diser nicht zu Hause nachlist, und sich auf seine Collegien vorbereitet, so wird aus ihm ewig nichts, und der Professor hat keine Schuld. Kurz, der junge Herr nimmt von den Musen Abschied, ehe er sie recht gegrüsset hat; auf der hohen Schule hat er denen Lehrern eine oder zwo Stunden des Tags zugehört, und das wenigste verstanden, und nun weiß er nichts, als einige Fragmente; sein Wissen ist Stükwerk. Wie will er sich aber in disem Zustand helfen, wann er Ehrgeiz besizt, mithin gleichwohl das Ansehen eines Gelehrten haben, und nicht nur von seiner erlernten Hauptwissenschaft, sondern von allem gerne reden möchte? O! da ist schon Rath zu finden. Man hat izt vortrefliche Mittel, seine Unwissenheit unter dem Mantel der Weisheit zu verbergen. Man erkundigt sich um den Lebenslauf der vornehmsten Gelehrten, und anderer grosser Männer, man sammelt sich Anekdoten, man hält sich gelehrte Zeitungen, Monatschriften und Auszüge aus allen Arten der Gelehrsamkeit; man verläßt sich beym Durchlesen auf sein gutes Gedächtniß, man bringt alles getreulich und mit glüklicher

Beredt-

Beredtsamkeit bey denen Gesellschaften an, und siehe! der gröste Theil davon erstaunt, und hält den Schwäzer vor ein Orakel.

Bey Erfindung der Buchstaben, durch welche man einander seine Gedanken zu verstehen gibt, hat man auch zugleich das Mittel gefunden, andere auf viele Meilen Wegs zu belügen, ohne sich vom Ort zu bewegen. Die gemeinste Art geschieht durch Briefe.

Der reiche Herr **Hagstolz** that ein Gelübde, nicht zu heyrathen; allein seines Nachbars Tochter **Katharine** gefällt ihm. Des Mädgens Angehörige willigen in die Heyrath: die Ehberedung wird zum grossen Vortheil des Mädgens geschlossen, und denen Freunden ihr Vorhaben zu wissen gemacht. Er schreibt den Seinigen, wie er gar nicht zweifle, daß, gleichwie alle ihn angehende glükliche Begebenheiten, also auch dise, ihnen vieles Vergnügen und Freude verursachen werde. Der lose Mann! er hat erfahren, daß seine Verwandte schon richtig auf sein Geld gezählt, und die Theilung noch bey seinem Leben unter sich gemacht haben, und doch zweifelt er in seinem Brief nicht an ihrem Vergnügen wegen seiner Verheyrathung. Was thun sie aber? Sie bezahlen ihn wieder mit Dunst. Sie wissen ihre Freude nicht genug auszudrüken, daß nunmehr ihr einiger Wunsch in die Erfüllung gekommen,

und wünschen sich selbst vieles Glük zu ihrer neuen Verwandtschaft. Die Lügner! In allen Gesellschaften lästern sie über den tollen Vetter, und geben seiner Frau den Henker auf den Rüken.

Strax weiß vor Schmerzen nicht, was er schreibt, da es dem unerforschlichen Rathschluß des Höchsten gefallen, durch den Tod seiner Ehegattin ihme sein Liebstes von der Welt abzufordern; und doch ists bekannt, daß dises Paar keine Stund vergnügt mit einander lebte.

Fuchs, ein Kandidat, beweist täglich mit vielem Grund, wie lächerlich es seye, daß die Menschen sich so viele unnöthige Mühe machen, und bey jeder Gelegenheit mit Glükwünschungsschreiben sich aus Wohlstand martern: keiner aber versäumt die Stunden weniger, als er, worinnen er gelegenheitlich auf die Gnade hoher Gönner, zu seinem Vortheil einen Anfall wagen kan; man weiß so gar von ihm, daß er seinem Mäcenaten wegen vorgehabter Reinigung seiner Gedärme sehr weitläufig Glük gewünscht hat.

Jedermann begeht in seinem Leben wenigstens einmal einen sehr grossen Fehler.

Ruprecht macht ihn durch eine unschikliche Heyrath, durch eine offenbarlich unglükliche Verbindung: wer sollte aber glauben, daß man in allen Glükwünschungsbriefen

ihm

ihn dannoch den glükseligsten Mann, und einen Liebling des Himmels nennen würde, der die unvergleichlichste Wahl getroffen.

Meffen hat in seinem Leben nichts gelernt, ist aber mit vielen zeitlichen Gütern gesegnet. **Meffen** ist ehrgeizig, und möchte auch etwas zu bedeuten haben. Er kauft sich also, zum Troz seiner Unwürdigkeit, eine Würde. Plözlich läuft eine Menge von Briefen ein, worinnen man seine Verdienste himmelhoch erhebt, und wegen seiner grossen Talente ihm noch wichtigere Ehrenstellen prophezeyht.

Wann ich von der Unwahrheit, welche in denen vielerley Gelegenheitsschreiben enthalten ist, Meldung thun sollte, so würde ich meine ganze Lebenszeit über zu arbeiten haben, und doch die Materie nicht zur Hälfte erschöpfen; ich überlasse also lieber dises Geschäffte einem andern, und verweise indessen begierige Leser auf die Werke eines vortrefflichen **Rabeners**, der in der feinsten Satyre das Lächerliche der Betrügereyen in Schriften, sehr lebhaft und deutlich schildert.

Von der Art und Weise die Leser durch ein bedeutendes Titelblat, welches heut zu Tage denen meisten Büchern den Abgang verschafft, listig zu betrügen, habe ich schon gehandelt, und gezeigt, daß es gemeiniglich die Gewinnsucht des Schriftstellers oder des

Verlegers zur Absicht habe. Es ist aber nicht immer der Geiz eines Verfassers, der ihn zum Bücherschreiben aufmuntert, sondern meistens der Ruhm, ein Schriftsteller zu seyn. Ich gestehe es gerne, daß ich auch nicht ganz frey von diser Eitelkeit bin, und daß eben die reizende Vorstellung, als ein Autor zu erscheinen, den vorzüglichsten Antheil an meiner Entschliessung gehabt hat, dem Verleger zu Willen zu seyn, und das Buch vom blauen Dunst zu schreiben. Hingegen der Abgott derer Herren Verleger, ist nicht Ehre, sondern Gewinnsucht, und disem Gözen opfern sie alles auf. Je ärgerlicher, je ehrenrühriger ein Stük ist, desto eher bekömmts einen Verleger, weil die Neugierigkeit und Lust nach verbotenen Dingen die allgemeine herrschende Neigung der Menschen ist, und mithin eine sichere Rechnung auf den gewissen Verschluß solcher Schriften gemacht werden kan. So schlimm auch sonst mein Verleger ist, so muß ich ihme doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihme nachsagen, daß er sich vor dem Verlag solcher Schriften hütet. Ob es aus Liebe zur Tugend, oder aber aus Furcht vor der Strafe geschieht? weiß ich nicht. Indessen ist er strafwürdig genug, daß er den boshaften Einfall gehabt hat, durch blau Pappier und einen kurzen Titel des Buchs die Leser dahin

zu bewegen, daß sie sich vor ihr gutes Geld beis-
dende Anmerkungen über ihre eigene lächerliche
Aufführung kaufen sollen. Er würde zwar
leicht glauben, daß er genug verborgen blei-
be, weil er ein Buchhändler ist, und Frank-
furt und Leipzig, oder Cölln am Rhein
auf seine Verlagsbücher sezen läßt, wann er
anders nicht besorgte, daß die Welt, welche,
wie er glaubt, seiner besondern wizigen Ein-
fälle, schon gewohnt ist, bey disen blauen
Dunstgedanken augenbliklich auf ihn fallen
werde.

Mein Verleger versteht die Mode, welche
bey Lesung eines Buchs unter denen heutigen
begierigen Lesern herrschet, vollkommen: er
weiß, daß man gern schnell über eine Mate-
rie weg seyn will, und sich die Mühe nicht
mehr nimmt, weitläufige Werke durchzule-
sen; ich kan mich daher nicht genug verwun-
dern, daß er ein ganzes Alphabet druken zu
lassen, Lust hat. Es steht dahin, ob er seinen
Zwek erreicht. Kleine Schriften von fünf
bis zehen Bogen erhalten, nach dem jezigen
Geschmak, den meisten Beifall. Sie kosten
nicht gleich auf einmal so viel Geld, und sind
doch bald gelesen.

Nach dem Titel eines Buchs kömmt ge-
meiniglich eine Zueignungsschrift, welche ein
Empfehlungsschreiben des Autors an seinen
Mä-

Mäcenat iſt. Entweder will der Verfaſſer Schuz haben, und, vermittelſt der Zueignung ſeines Werks an einen berühmten Mann, durch denſelben, in den Saal der Gelehrten eingeführt werden, oder er will Beiſteuer haben; und da wird die Zueignungsſchrift ein Bettelbrief, den er an einen reichen ſtolzen Mann, oder auch an mehrere, und oft gar an alle Städte und Aemter zuſchikt. Swift ſagt in ſeiner Zuſchrift an einen groſſen Mann: „Euer Gnaden und ich haben gar keine Bekanntſchaft zuſammen. Ich nehme mir daher die Freiheit, mich etwas gemein mit Ihnen zu machen, und Sie zu erſuchen, daß Sie mein Patron ſeyn wollen, weil weder Sie mich kennen, noch ich die Ehre habe, Sie zu kennen. Diſe Freiheit, mit welcher ich Euer Gnaden überfalle, kan Denenſelben unmöglich fremd vorkommen, indem ich ſchon ſo viele Vorgänger in derſelben finde. Ich habe einen Scribenten gekannt, welcher einen Mylord in zwanzig Blättern herausgeſtrichen, ob er ſchon weiters nichts von ihm wußte, als daß er Geld übrig hatte. Er machte aus ihm einen weiſen, gerechten, und gottsförchtigen Mann, aus keiner andern Urſach, als weil er hoffte, daß er ſeine milde Hand gegen ihn aufthun werde, und legte ihm ein gutthätiges Herz bey, weil er einen hungrigen Magen hatte. Da nun diſe Gewohnheit

wohnheit allgemein ist, so kan man leicht aus der Grösse und Länge einer Zuschrift abnehmen, wie reich der Patron, oder wie hungrig der Autor seyn mag. Ist sie mehr als drey Blätter lang, so darf man sein Leben drauf verwetten, daß der Verfasser drey Tage gefastet, und daß der Patron unter allen andern guten Eigenschaften wenigstens zehentausend Pfund jährlichen Einkommens habe.„ Wer eine Hauptsatyre über die Zueignungsschriften zu lesen wünscht, dem empfehle ich Antons Pansa von Mancha Zueignungsschrift an des grossen Sancho Pansa grossen Esel.

Nach der Zueignungsschrift folgt die Vorrede. Dise wird entweder von dem Verfasser des Buchs, oder von einem angesehenen Mann, an den sich der Schriftsteller wendet, aufgesezt. In beeden Fällen ereignen sich häufige Betrügereien. Macht die Vorrede der Autor, so verspricht er entweder darinnen mehr, als er im Werk leistet, oder er nimmt die Sprache des bescheidenen und demüthigen Mannes an sich, der nur deswegen kriecht, damit er den Stolz seines Nebenmenschen nicht reizen, sondern durch dise List dessen Beifall erschleichen möge; oder er macht nur eine kurze Vorrede von wenigen Linien, und stellt sich, als ob er sich um das Urtheil der Leute gar nicht bekümmere, da doch

doch gewiß diſem verſtellten gleichgültigen Herrn ſehr viel daran gelegen iſt.

Macht ein anderer die Vorrede, ſo ſpricht er gemeiniglich gut von dem Werke, er mags hernach geleſen haben oder nicht; dann er hälts vor eine Schuldigkeit, denjenigen bey der Welt als einen geſchikten und gelehrten Mann anzupreiſen, der ihm die Ehre angethan hat, bey ihm, als einem groſſen Mann und Schuzgott, um ein gelehrtes Patent, in der gebogenen Stellung eines demüthigen Autors, unterthänig zu bitten.

Es iſt zwar nichts beſonders, daß meine Schrift keine Zueignungsſchrift, und keine Vorrede von einem gelehrten Helden hat, dann dergleichen Bücher gibts viele, denen beedes mangelt; aber hierinnen iſt das Neue zu ſuchen, daß ich beſonders davon handle, und aus Vorſaz auf die Niederträchtigkeit diſes Kunſtgrifs losziehe.

Ich darf mir auf die gute Aufnahme meiner Abhandlung vom blauen Dunſt eine ſichere Rechnung machen, eines Theils, weil ich unter denen Mäcenaten keine Eiferſucht erwekt habe, indem ich gar keinen erwählte, andern Theils, weil ich über mich ſelbſten ſatyriſirt habe. Eine Satyre auf ſich ſelbſt iſt jederzeit als ein gutes Mittel erkannt worden, die Satyren anderer abzuwenden.

Ferner

Ferner habe ich das Lächerliche der menschlichen Handlungen durchgezogen, wobey ein jeder mit Vergnügen über die Fehler der andern sich lustig macht, und aus Selbstliebe niemalen sich getroffen findet. Doch aber besteht mein Hauptvortheil in einem Hinterhalt. Dann, zeigt sich ja wider Vermuthen einer, der mein Buch durchhecheln will, so bringe ich ihn in den Verdacht, daß er gerne mein Mäcenas gewesen wäre, oder daß gewisse Ursachen vorhanden seyen, warum mir die Tadler nicht gut seyn können.

Beynahe hätte ich der Pränumerationsplane vergessen, welche eigentlich eine Einladungsschrift der Verlegere an das Publikum sind, worinnen vor ein geringes Geld der vortheilhafte Inhalt eines Buchs mit vieler Beredtsamkeit angepriesen wird. Es ist dises eine Vorsichtigkeit des Verlegers, damit er einen gewissen Verschluß, und keine vergebliche Kosten haben möge. Wann sich eine gewisse Anzahl von Liebhabern angegeben hat, welche den Preiß des Buchs vorausbezahlen, so läßt der Verleger das Werk erst druken. Um die Liebhabere desto mehr anzureizen, versichert er sie, daß sie das Buch sehr wohlfeil bekommen, welches andere, die nicht vorauszahlen, um den dritten Theil theurer an sich kaufen müssen; und um die Buchhändler, und andere, die einen starken Verschluß verschaffen

ſchaffen können, eher zu bewegen, verſpricht er das zwölfte Exemplar allzeit umſonſt zu überlaſſen. Ich verdenke es denen Verlegern nicht, daß ſie ſicher gehen, und verwundere mich ſehr über den Verleger des blauen Dunſts, daß er leichtſinnig ſich in Koſten einläßt, vor deren Wiedererſaz er noch kein Briefgen hat: aber, wie ich ſchon geſagt habe, er rechnet eben wegen ſeines guten Einfalls mit dem blauen Pappier auf ohnfehlbaren Profit, und glaubt gewiß, daß die thörichte Neubegierde ſeines Nächſten ſeinem Wiz zinsbar ſeyn werde. Es gibt verſchiedene Fälle, daß das Publikum durch die Pränumerationen betrogen wird: entweder kömmt das Werk gar nicht zum Vorſchein, und der Verleger macht ein Falliment, oder das Buch ſelbſt iſt eine ſchlechte Schmiererei, die man gar nicht erwartete; oder bey den Fortſezungen des Werks ſtirbt der Verfaſſer, und ein anderer, der der Sache nicht gewachſen iſt, vollführt das angefangene; oder der Verleger verlangt wider den Kontrakt Nachſchuß an Geld, weil wider alles Vorausſehen das Werk weitläufiger ausgefallen, als man anfänglich vermuthete, und weil Pappier, und alles im Preiß ſehr geſtiegen; und, damit der Pränumerant nicht ausſezen möge, ſo iſt der Verleger ſo ſchlau, daß er in der Mitte einer Abhandlung aufhört, um die Liebhaber,

die gerne ein Ganzes haben möchten, zum Nachschuß zu zwingen.

Eine neuere Art, die Liebhaber zum Pränumeriren anzureizen, ist dise: man verspricht diejenige Gelehrte und Verehrer der schönen Wissenschaften der ganzen Welt bekannt zu machen, und ihren Namen, Karakter, und Ort ihres Aufenthalts vor das Werk druken zu lassen, welche sich, durch ihre Unterschriften, bey denen im Pränumerationsplan angezeigten grossen und gelehrten Männern, als Liebhaber und Pränumeranten unterzeichnen werden. Welcher junge Gelehrte wird nun eine so schöne Gelegenheit vorbeylassen, der Welt zu wissen zu thun, daß er auch ein Liebhaber der schönen Wissenschaften seye?

Dise Erfindung ist gut gerathen, und wie man mir sagte, hat sie einem gewissen Verleger viel Geld eingetragen.

Wann ein Buch wegen seines Inhalts vor ein Land unentbehrlich wird, wie z. E. gewisse geistliche und Schulbücher, so suchen die Verleger Privilegien wider das Nachdruken auszuwirken. Bey disem Buch hat mein Verleger dadurch schon genug gewonnen, daß er das Nachdruken nicht besorgen darf. Es ist gewöhnlich, daß dise Art von

Privilegien. nur auf eine bestimmte Anzahl von Jahren ertheilt wird, und nach Verfluß derselben wieder erneuert werden muß, wobey also die Jahrzahl ein wesentliches Stük ausmacht: allein die schlauen Herren lassen die Jahrzahl gemeiniglich weg, damit man nicht wissen möge, ob sie sich der gegebenen Freiheit über die gesezte Zeit bedienet haben: erst kürzlich hab ich ein Beispiel davon angetroffen, und zwar in einem allgemeinen Schulbuch eines ansehnlichen Fürstenthums im Römischen Reich, worein zwar eine bestimmte Zahl von Jahren, wie lange das Privilegium dauren solle, eingesezt, hingegen das Jahr nicht benennt ware, von welchem das Privilegium den Anfang genommen. Was die heutige Abhandlungen in denen Büchern selbst betrifft, so läßt sich leicht schliessen, daß nicht viel neues und gründliches herauskommen könne, weil man, wie ich oben schon angeführt habe, nur obenhin studirt. Ich verstehe hier nur die Aftergelehrte, die eine brennende Begierde haben, etwas in der gelehrten Welt vorzustellen, und sich selbst bereden, wie ein Fortius mit seiner Chilias, daß nur derjenige recht gelehrt seye, welcher viel Bücher schreibt. Es sey hingegen ferne, daß ich behaupten wollte, als ob gar nichts vortrefliches mehr zum Vorschein komme. Nein! unser Jahrhundert ist glüklich an

Mei-

Meisterstüken des teutschen Wizes; ausländische Gelehrte betrachten das starke Wachsthum aller Wissenschaften in Teutschland mit eifersüchtigen Augen, und fangen schon an, zu beförchten, es werden die Teutsche und Britten in künftigen Jahren die allgemeine Richterstühle des wahren Geschmaks in ihrem Vaterland befestigen, und ihre Nachbarn mit Orakeln versehen.

Die Charlatanerie der Gelehrten bey ihren Streitschriften auf hohen Schulen, ist von verschiedener Art. Bald schreibt sie der Professor, bald der Respondent, bald aber ein Dritter.

Die Absicht des ersten ist gemeiniglich Eigennuz, des zweyten aber Ehre und Beförderung. Wann sich dise beede gut verstehen, so betrügen sie miteinander den gemeinen Haufen.

So schön und löblich der Endzwek ist, den man durch die Disputationen erreichen sollte, so groß ist auch der Mißbrauch, der dabey vorgeht. Dise Uebung alter und junger Gelehrten ist ein schönes Mittel, zu grösserer Vollkommenheit zu gelangen, und ich zweifle im geringsten nicht, daß sie nicht ganze Meister werden sollten, wann sie auf der einen Seite mehrere Mühe anwendeten, und nicht

schon hundertmal durchgepeitschte Materien wieder aufwärmten, auf der andern Seite aber sich mit der Vernunftlehre und andern Grundwissenschaften, auch Sprachen, besser bekannt machten. Viele haben die Gewohnheit, daß sie aus eilfen die zwölfte Streitschrift verfertigen, und ganze Bögen, ja oft ganze Abhandlungen anderer vor ihre Arbeit ausgeben. Vor einiger Zeit hat ein Kandidat unter den Pappieren seines verstorbenen gelehrten Vaters eine geschriebene Streitschrift gefunden, welche er druken, und vor eine Frucht seines eigenen Nachdenkens ansehen liesse; allein zum Unglük war sie in einem andern Land vorlängst schon zum Druk befördert, und der Kandidat, welcher übrigens zu einem eigenen Aufsaz Fähigkeit genug gehabt hätte, beschämt worden.

Wann einer keine Geschiklichkeit hat, etwas eigenes zu schreiben, hingegen grossen Ehrgeiz besizt, und seinen Eltern und Beförderern zeigen will, daß er was rechtes gelernt habe, so bittet er entweder den Professor um die Erlaubniß, gegen gute Bezahlung das Wort Autor auf dessen Arbeit sezen zu dürfen, oder er läßt sich seine Abhandlung durch einen geschikten Kameraden aufsezen.

Einige verstehen ihre Materien vollkommen gut; allein die Sprache der Gelehrten

ist

ist nicht ihre Sache, und da weiß man Beispiele, daß ein Meister der Weltweisheit schon mehrmal aus der Noth hat helfen müssen. Hinten an die Streitschriften wird von denen Professorn, unter denen man sie vertheidigt, gemeiniglich, wo nicht der ganze Lebenslauf, doch wenigstens ein Lob des Kandidaten angehängt, welches nach der Schwere des Goldes, das er seinem Beschüzer reicht, abgewogen ist.

Bey Schreibung und Vertheidigung der Streitschriften wird die lateinische Sprache noch beybehalten, ohngeachtet es bey der Vertheidigung nimmermehr so genau genommen wird. Ein gewisser grosser Gelehrter hat aus gründlichen Ursachen es dahin zu bringen gesucht, daß in denen öffentlichen Hörsälen in der Muttersprache gestritten werden möchte; allein andere haben davor gehalten, daß denen Gelehrten ihre eigene Sprache sehr wohl anstehe; und also bliebe es beym alten.

Der Teutsche hat sich noch immer mit grösserm Eifer auf die Erlernung der lateinischen Sprache gelegt, als die meiste gesittete Völker. Aber eben daher mag es auch kommen, daß er seine eigene Sprache versäumt, und so lange Zeit ungepuzt gelassen hat. Er hat die lateinische Sprache als einen wesentli-

chen Theil der Gelehrsamkeit angesehen; allein da that er ihr zu viel Ehre an, weil Sprachen nur ein Hülfsmittel dazu sind. Eben daher ists auch geschehen, daß er zwar ein gutes Latein geschrieben, und die alte Schriftsteller verstanden, aber entweder gar nicht, oder erst späth selbst gedacht hat. Die Sprache der Griechen ist in alten Zeiten die Sprache der Gelehrten gewesen, und die Römer holten aus Griechenland alle ihre Gelehrsamkeit. Zu Erlernung der Griechischen Weltweisheit und Geseze hatten sie in allweg auch ihre Sprache vonnöthen; hingegen brachten sie nicht ihre ganze Lebenszeit mit Erlernung derselben zu, und suchten keinen Ruhm darinnen, schön Griechisch zu schreiben, weil sie gewiß bey aller Mühe nur mittelmäßig geblieben wären, und in ihrer Sprache nichts eigenes geleistet haben würden.

Nun ist in disem Jahrhundert unsere teutsche Sprache sehr verbessert, und dem Ohr ganz angenehm gemacht worden: man bedient sich der fremden Sprachen nur zu Hülfsmitteln, und schreibt Meisterstüke, die in fremde Sprachen übersezt, und von Ausländern mit grossem Beifall gelesen werden.

Zur Sprachverbesserung gehört vornehmlich die Austilgung fremder Wörter, welche von Ausländern entlehnt worden.

Vor

Vor einem halben Jahrhundert hat man keinen Aufſaz vor ſchön gehalten, wann er nicht mit lateiniſchen, franzöſiſchen und welſchen Wörtern durch und durch geſpikt ware: und weil ſich der Geſchmak und das Ohr einmal an diſen Miſchmaſch gewöhnt hatte, ſo wurde es ſchwer, eine beſſere Art zu ſchreiben, einzuführen. Indeſſen hat man gleichwohl zur Verwunderung ein groſſes gethan, und gezeigt, daß die teutſche Sprache nicht ſo arm an Wörtern ſey, als man glaubte.

In Kanzleien und bey Gerichtshöfen hat man noch nicht durchdringen können: man wird es auch nicht gänzlich in Stand bringen, weil der Hinderniſſe zu viel ſind. Alle Kanzleiverwandte, Beamte, Richter, Sachwalter, kurz, bald ein jeder, der ein Amt verwaltet, hat ſich von jungen Jahren her mit dieſen beſondern Schreib- und Redensarten bekannt gemacht, und ſolche ſind ihnen ſo ſehr zur Gewohnheit worden, daß ſie dieſelbe nicht nur ungerne verlaſſen, ſondern ſich gewiß bereden würden, daß es unmöglich ſeye, durch andere Wörter, die doch mehr teutſch ſind, der Sache den rechten angemeſſenen Ausdruk zu verſchaffen. Zwar iſt nicht zu läugnen, daß die Verbeſſerung der Kanzlei- und Gerichtsſprache eine ſchwere Arbeit, und von langer Hand ſeye, und auch nur um der einigen

gen Urſache willen nicht angenommen werden würde, weil die Verhandlung in Schriften, nach dem Kanzleiſtyl, ſehr bequem und leicht iſt; indeſſen aber muß man hier nicht zu weit gehen, und behaupten wollen, daß ſich gar nichts daran verbeſſern laſſe. Man bedient ſich oft ſo barbariſcher Wörter in Schriften, die gar nicht teutſch ſind, und vor welche wir allezeit andere genug im Vorrath haben. Iſts nicht erbärmlich, wann man bey Teutſchen die unteutſche Wörter **forhane**, **erwelche**, **gewille**, und dergleichen mehr lieſt? Es iſt kein Wunder, daß der König in Preuſſen bey der Unterredung mit dem Profeſſor **Gellert** in Leipzig, ſich vernehmen lieſſe, daß man ihm ganze Bögen von teutſchen Aufſäzen bringe, wovon er nichts verſtehe.

Daß man, zum Troz des alten und oft ſehr abgeſchmakten Kanzleiſtils, einerley Sache weit ſchöner ausdrüken könne, das beweiſen viele gute Aufſäze, die wir heut zu Tage leſen. Bey Collegien, die noch ſtrenge über den alten Schlendrian halten, will ichs einem jungen Rath und einem Sekretär nicht rathen, daß er ſich unterfange, einen beſſern Aufſaz zu machen, als bisher üblich, und dem pedantiſchen Ohr vernehmlich geweſen. Man ſagte mir, daß einige Sekretärs, welche aus guter Abſicht den undeutlichen Ausdrüken

drüken eines Raths abhelfen, und mit Mühe dem Aufſaz eine beſſere Geſtalt geben wollten, entweder vor unwiſſend, oder vor naſeweis herumgetragen, und ihre Concepte, durch den Eifer eines alten Kanzleihelden, auf Koſten der Vernunft und Sprache, oft jämmerlich zugerichtet worden ſeyen.

Die Schreibart bey Gerichten könnte auch viele Verbeſſerungen ertragen; allein, neben erſt angeführten Urſachen, welche dem Kanzleiſtil die Veränderung ſchwer machen, iſt noch ein beſonderer Grund, aus welchem dieſelbe gerne beibehalten wird, nämlich die Begierde der Advokaten, ihren Klienten viel anzurechnen. Da diſen Verfechtern der Rechte und Gerechtigkeiten neben andern Anrechnungen, ihre Belohnung nach der Anzahl Blätter bezahlt wird, auf welchen ihre Aufſäze erſcheinen, ſo iſts ſehr begreiflich, daß ſie weitläufig ſeyn müſſen, wann ſie Luſt haben, viel Geld einzunehmen; und diſe Abſicht wird durch die Schreibart und Allegationen, ingleichem durch weit von einander ſtehende Linien und langgezogene Buchſtaben des Abſchreibers, leicht erreicht. Und wie viele Schriften müſſen nicht in einer einigen Sache aufgeſezt werden, bis ſie durch den lezten Spruch ihr End erreicht? Die Verfaſſung bey denen meiſten Gerichtshöfen iſt

von der Art, daß die Prozesse auf lange Zeit hinausgezogen werden können, seit nämlich die Gewinnsucht eine Menge von Wörtern erdacht hat, welche dem Lauf der Gerechtigkeit im Weg stehen; dann da erscheinen bald Exceptionen, bald Dilationen, bald Appellationen, bald andere fatale Gespenster, welche auf die Beschwörung der Advokaten und Richter herumspuken, und die Gerechtigkeit auf Irrwege bringen.

Ein aus Frankreich vertriebener geschikter Prediger eifert über den Misbrauch bey Führung der Prozesse sehr strenge, wann er schreibt: „Es gibt noch eine andere Art des „Krieges mitten im Frieden, welche nicht „viel besser ist, als der Krieg, so mit dem „Degen geführt wird, nämlich die Gerichts„Prozesse, welche eine Wissenschaft sind, ei„nem andern mit der Feder die Gurgel abzu„schneiden, und da man Raubereien ausübet, „unter dem Schein geschriebener Rechte und „Gesetze. Hier schindet man die Leute leben„dig, damit man sich mit ihrer Haut kleiden „könne, und die Regel, einem jeden das „Seinige wieder zu geben, wird zu einer Er„findung gemacht, wie man das Gut eines „andern an sich bringen möge.„

Es ist gewiß etwas recht erbämliches, daß die gesittete Christen ihre Nebenmenschen auf

eine

eine ſo niederträchtige Weiſe herumziehen, und erſt nach dem Verluſt ihres Vermögens Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Bey den Türken und Heiden weiß man nichts von Friſten und Appellationen; dann in einer Stunde iſt ein Rechtshandel abgethan.

Ein berühmter Rechtsgelehrter ſagt ſelbſten, „daß ein Menſch, der rechten wolle, „drey Taſchen haben müſſe, die eine zu denen „Briefen und Urkunden, die andere zum „Geld, und die dritte zur Gedult.„

Wann die Gerichtsperſonen, und deren Subalternen aller Orten aus dem gemeinen Beutel wohl bezahlt, und alsdann ernſtlich verboten würde, Gerichtsſportuln und Accidenzien anzunehmen, ſo glaube ich, daß ſolches zu Beſchleunigung der Rechtshändel gar vieles beytrüge.

Moſes hat ſeinen ſiebenzig Richtern keine Prozeßordnung, und keinen Sportultax vorgeſchrieben; man wußte auch nicht von Fatalien, und doch wurde alles gründlich unterſucht, und bald geſchlichtet.

In der Sammlung aller Reiſebeſchreibungen ſtehet zu leſen: „Die Gerechtigkeit „leidet bey den Hottentotten nie, wie in Eu„ropa, durch Beſtechen, oder, welches eben

„ſo

„ſo ſchlimm iſt, durch Saumſeligkeit. Sie „haben, dem Himmel ſey Dank! keine Ad„vokaten. Kläger und Beklagte tragen ihre „Sache ſelbſt vor; das Gerichte hört ſie, „und entſcheidet durch die Mehrheit der Stim„men, ohne Appellation und andern Aufent„halt.„

Man darf ſich nicht verwundern, daß die Gerichte lieber Zank und Hader haben, als Frieden und Vergleich der Partheien, weil nämlich die Einigkeit keine Sportuln bringt, Unruhen aber Geld eintragen.

Herr von Juſti ärgert ſich ſehr über dieſen Punkten, wann er in ſeinen **Vergleichungen der Europäiſchen mit den Aſiatiſchen und andern vermeintlich barbariſchen Regierungen** alſo ſchreibt: „Vielleicht muß man der Siameſiſchen Ju„ſtizverwaltung noch darinnen einen Vorzug „vor der Europäiſchen beylegen, daß die „Partheyen dreymal zum Vergleich ermahnt „werden müſſen. Es iſt wahr, es iſt viel„leicht keine Gerichtsordnung in Europa, „worinnen nicht den Richtern der Verſuch „der Güte und die Unterhandlung des Ver„gleichs, ehe der Proceß eröffnet wird, ernſt„lich anbefohlen iſt. Allein wie dieſes ge„ſchieht, liegt in allen Landen klar zu Tage. „Kaum daß die Richter davon etwas erwäh„nen;

„nen; und wenn sie ja ein Wörtgen von ei„nem Vergleiche fallen lassen, so geschieht „dieses so kaltsinnig, daß die Partheien „wohl sehen, daß ihnen dieses Wörtgen gar „nicht von Herzen geht. Unterdessen könnte ein „Richter, welcher mit uneigennüzigen und „edlen Absichten, und mit wahrer Menschen„liebe erfüllt wäre, hierinnen grosse Dinge „ausrichten. Die Hälfte aller Prozesse wür„de alsdann gewiß nachbleiben. Man kan „sicher voraussezen, daß zwey Drittel von „allen Prozessen, nicht sowohl wegen des er„littenen Unrechts, als wegen der Animosi„tät und der Leidenschaften der Partheien „gegeneinander angefangen werden. Wenn „nun ein Richter beeden Theilen nachdrüklich „und beweglich zuredete, ihnen die Mühe, „Sorgen und Kosten des Prozesses zu Ge„müthe führte, und ihnen das Recht, die „Billigkeit und die Menschenliebe genugsam „vorstellte, so würden gewiß wenig Partheien „so hartnäkig seyn, den gütlichen Vergleich „auszuschlagen.

Daß eine verbesserte Einrichtung in Absicht auf die gerichtliche Verfassung und Verkürzung der Prozesse bald zu Stand gebracht werden könne, bezeugen die gesegnete Bemühungen eines geschikten Cocceji auf Befehl des grossen Friederichs in Preussen.

In

In der gelehrten Geschichte des Weltweisen zu Sans-Souci ist unter andern nachfolgendes hievon zu lesen: „Friederich fieng an, die Chicane aus den Gerichtsstühlen zu verbannen; ein Werk, welches nicht eher, als in einigen Jahren zu „Stande gebracht werden konnte, weil das „Uebel, zur Schande des menschlichen Geschlechts, bereits zu tiefe Wurzeln gefaßt „hatte. Es erschien zu dem Ende bereits „im ersten Monat des Jahrs 1746 eine „Verordnung, worinn er sein Mißfallen „über die Mißbräuche an Tag legt, welche „sich in diesem Stük zu verschiedenen Zeiten „eingeschlichen. Er erklärt, daß ein Gegenstand von solcher Wichtigkeit seine ganze „Aufmerksamkeit verdiene, daher er sich mit „Freuden den wiederhergestellten Frieden zu „Nuz mache, disem Uebel abzuhelfen. Er „befiehlt, alle Misbräuche, so sich bey denen „Rechtshändeln in den Gerichtshöfen seiner „Staaten eingeschlichen haben möchten, auf „das genaueste aufzusuchen und anzuzeigen. „Er sagt, seine Absicht sey, die Prozesse abzukürzen, und sie auf die deutlichste und bestimmteste Beweise, und auf die unverdektesten und schleunigste Ausspräche einzuschränken; er will, daß die Chicane, die dem „wahren Endzwek der menschlichen Gesellschaft so sehr zuwider sey, auf immer aus

„dem-

„demſelben verbannt werde; daß den Um-
„ſchweifen, zu welchen eine falſche Spizfin-
„digkeit, zum Nachtheil der Redlichkeit und
„Unſchuld, ihre Zuflucht nimmt, kein Zutritt
„mehr verſtattet werde; daß die Langwierig-
„keit, wobey ſich arme Parthien durch un-
„nöthigen Aufwand verzehren müſſen, ver-
„mindert werde; und daß endlich die Ge-
„rechtigkeit unpartheiiſch, und ohne Anſehen
„der Perſon gehandhabt werde. Er verord-
„net, alle überflüßige Koſten abzuſchneiden,
„und allen Aufſchub und Inſtanzen, welche
„nur zur Vervielfältigung der Umſtände,
„und zu Verzögerung der Sache dienen,
„abzuſchaffen. Damit die Geſinnungen
„Friederichs in diſem Stüke deſto beſſer er-
„reicht werden möchten, erklärte er den
„Herrn von Cocceji, einen ſeiner wirklichen
„geheimen Staatsminiſter, zu ſeinem Groß-
„kanzler, und trug ihm die Sorge auf, ſie
„ins Werk zu richten, einen Mann, der mit
„der entſchiedenſten Redlichkeit eine patriotiſche
„Liebe für ſein Vaterland, und die ausge-
„breiteſte Känntniß der Rechtsgelehrſamkeit
„verband. Man fieng an, an dem Coder
„Fridericianus zu arbeiten, worinn die un-
„geheure Menge der ohne Wahl und Ord-
„nung geſammelten, und in unzählig einzelen
„Verordnungen zerſtreuten Geſeze, in eine
„ſyſtematiſche Ordnung gebracht werden ſoll-

„te,

„te, um die Stelle eines neuen Corpus „Juris zu vertreten, welches sich auf die „Vernunft und Landsgeseze gründete. In „Pommern wurde der Anfang mit Verbes„serung der Justiz gemacht, und das Werk „gienge so gut von statten, daß die nebst dem „Großkanzler dahin geschikte Commission in „kurzer Zeit 2400 Rechtshändel schlichtete, „welche seit langer Zeit bey denen Oberge„richten daselbst anhängig gewesen waren. „Der Kammergerichts-Präsident von Jarri„ges und geheime Rath Löper wurden nach „Magdeburg geschikt, wo sie innerhalb sechs „Monaten 505 alte, und 117 neue Prozesse „abthaten, verschiedene Stände des Reichs „suchten gleichfalls Hand an dises Werk zu „legen, nachdem sie das glüklich-ausgeführte „Unternehmen Friederichs angefeuert. „Maria Theresia ließ in Wien auf das „fleißigste an Verbesserung der Justiz arbei„ten. Holland, Frankreich, Engelland „und die Schweiz wurden aufmerksam, „und suchten dises heilsame Geschäft nachzu„ahmen. Der Codex Fridericianus wur„de in verschiedene, selbst in die Englische „Sprache übersezt, und in Spanien pries „man dieses Buch in allen öffentlichen Blät„tern und Schriften, als nachahmungswür„dig an. Der König beeder Sicilien nahm „seinen Landen nicht lange hernach die Ver„besserung

„besserung der Justiz gleichfalls vor die Hand, „und ließ deswegen einen besondern Codi„cem Carolinum bekannt machen. Man „gestund, daß man sich darinnen dasjenige „zu Nuz gemacht, was aus dem Codice „Fridericiano in dortigen Gegenden habe „gebraucht werden können.„

Es ist zwar wahr, daß die allzugrosse Abkürzung der Prozesse oft ein Kennzeichen der Despoterey ist, und muß man sich wohl vorsehen, daß das Gute, welches daraus entstehet, durch die Unterdrükung der bürgerlichen Freiheit nicht überwogen wird.

Ein jeder Staat, dem es aus edlen Absichten um eine Verbesserung zu thun ist, wird nach seiner Regiments-Verfassung genug dienliche Mittel zu Erreichung eines so edlen Endzweks anzuwenden wissen.

Bey denen höchsten Reichsgerichten spaziert die Göttin Themis mit spanischen Schritten, und würde oft gar zur unbeweglichen Bildsäule werden, wann nicht oft Kronen und Scepter sie nötigten, disen trägen Zustand zu ändern.

Die durch die preißwürdigste Anstalten eines grossen Josephs zu Wezlar angeordnete Cammergerichts-Visitation macht unsern heutigen Zeiten Ehre.

Die Mängel des heiligen Römischen Reichs warten schon lange auf einen hohen Verbesserer.

Will jemand die Gebrechen dises Staats-Körpers näher einsehen lernen, der lese nur, was **Justi**, **Strek** und **Moser** hievon geschrieben haben.

Testamente und Instrumente sind Aufsäze, wobey, neben dem erforderlichen wesentlichen Inhalt, vieles auf Formalitäten gesehen, und bey deren Ermanglung oft das ganze Werk des Concipienten ungültig gemacht wird. Man hat auch genugsame Gründe dazu, welche hier zu erklären überflüssig wäre. Inzwischen muß ich hier doch einen Fehler anzeigen, worein die Notarien und Schreiber bey Aufsezung der Testamente und Instrumente nicht selten fallen, wann sie nemlich Formalitäten und Formularien mit einander verwirren, und so gewissenhaft denen leztern anhängen, daß sie lieber einen wesentlichen Theil, als eine alte Formul weglassen. Die meiste sind hieran unschuldig, dann sie haben es nicht besser gelernt. Niemand hat sich die Mühe gegeben, sie recht zu unterrichten, und da hatten sie keine andere Wahl, als die Vorschriften aus dem alten **Volkmann getreulich und ohne Gefährde** abzuschreiben. Würden sich Leute, die etwas rechtes gelernt haben, und mit Urtheilskraft

arbei-

orbeiten, ſich zu Notarien wählen laſſen, ſo müßte in allweg unverwerflichere Arbeit zum Vorſchein kommen; allein, ſeitdeme die Herrn Pfalzgrafen die ihnen verliehene Macht ſo ſehr mißbrauchen, und, vor ein paar Dukaten, hirnloſe Schwäzer und zum Theil Handwerksleute zu Notarien annehmen, ſo iſt diſes an ſich wichtige Amt in eine ſolche Verachtung gekommen, daß mittelmäſige Leute ſich nunmehr deſſen ſchämen. Es geht hier, wie bey denen Kanzelliſten-Stellen in Kanzleyen. Ehedem wurde ein Menſch, der gute Studien, oder oft lange Zeit mit Ehre bey anſehnlichen Gerichten als Protokolliſt geſeſſen hatte, vor glüklich gehalten, wann man ihn zum Kanzelliſten machte, weil es eine Stelle geweſen, von welcher einer, der ſeine Talente anwenden wollte, Stuffenweiſe als Rath in ein Kollegium kommen konnte: nun aber erſchrikt ein Kanzelliſte von ganzem Herzen, wann man ihn einen Kanzelliſten nennt, aus keiner andern Urſach, als weil die Schreibtiſche in keinem guten Ruf ſtehen, und Leute daran arbeiten, welche eigentlich ein Handwerk erlernt und Lakeyendienſte verſehen haben. Einige vornehme Männer haben geglaubt, daß ſie berechtigt ſeyen, ihren alten Bedienten das Invaliden-Traktament auf diſe Weiſe zuzuſchanzen, ohne den Verdruß in Ueberiegung zu ziehen, worein ganze Bal-

leien durch so elende Geschöpfe, die besser zum Gewehrsäubern taugen, täglich gesezt werden.

In den ältern Zeiten mußte einer gewiß etwas gelernt haben, wann man ihn einen Gelehrten hiesse; er durfte kein elender Reimschmid seyn, wann man ihn einen Dichter nennte: kurz man ließ einem Gerechtigkeit wiederfahren.

Heut zu Tage ists gemeiniglich umgekehrt. Je weniger einer kan, desto begieriger ist er nach Ruhm. Um der Welt zu zeigen, daß er gelehrt seye, hat er weiter nichts nötig, als seinen Beförderern eine gewise Anzahl Thaler, je nachdem er vor etwas angesehen seyn will, richtig einzuhändigen, und alsdann wird er durch eine wunderbahre Verwandlung aus einem Tölpel ein Meister der Weisheit, und aus einem Idioten ein Doktor.

Pythagoras hat es nicht einmal ertragen können, daß die Leute ihn einen weisen Mann nannten. **Vanin** hingegen verlangt, daß man ihn vor den höchsttiefsinnigen Lehrer, vor den sinnreichsten Philosophen, ja gar vor den Fürsten unter allen Weltweisen halte. Der erste war ein grosser Mann, der andere aber ein armseliger Sophiste.

Um jedermann von der Geschiklichkeit derer Licentiaten, Notarien, Poeten, kräftig zu überzeugen, hat man ein sehr heilsames Mit-

tel

tel erdacht; nemlich die **Diplome**, welche eine Schuzschrift vor die Unwissenheit sind. Allein, der Beifall der gelehrten Welt, oder auch nur weniger Kenner, ist ein untrüglicheres Diplom, als diejenige sind, die man um die Gebühr ausfertigt.

Viele haben das grosse Comitiv, und können dabey verdienstvolle Männer seyn; allein wenige empfinden vielleicht das wahrhaftig Erhabene und Schöne bey der Dichtkunst, und dennoch haben sie die Erlaubnis und Macht, gekrönte Dichter zu erschaffen.

Wann Leute gelernt haben, grosse Dinge mit einer unverschämten Stirne zu unternehmen, und auf Kosten des unterdrükten Gewissens und wahrer Ehre fünfzigmal mehr Geld vor sich zu bringen, als ein anderer, so werden sie gemeiniglich Edelleute, oder lassen sich hohe Karaktere beylegen. Die meiste werden glauben, es geschehe solches aus blosem Uebermuth; nein es ist noch eine andere Ursach, die sie auf den Gedanken bringt. Ich will sie aber den **Rousseau** sagen lassen, damit man nicht meint, es sey mein boshafter Einfall. Er schreibt nemlich: „Was den Adel „betrift, den man ums Geld erlangt, und „mit Gütern erkauft, so sehe ich an ihm nichts „rühmlichers, als einen Freibrief, nicht ge„henkt zu werden.„

Wann einer Geld entlehnt, so stellt er seinem Gläubiger entweder einen blosen Schuldschein, oder eine förmliche Obligation aus, sezt zuweilen Bürgen, zuweilen seine besizende Güter zum Unterpfand ein. Es geschieht aber selten, daß schon bey der Entlehnung dem Gläubiger, im Fall der ausbleibenden Zalung, auf den bestimmten Termin Güterstüke zugeschrieben werden, welche der Schuldmann nimmer besizt, oder welche ihrer Natur nach nicht veräussert werden können. Oefters muß ein grosses Sigel, das an einem Schuldbrief herabhängt, den Abgang der Einkünfte ersezen, die eigentlich dem Glaubiger zur Sicherheit dienen sollten.

Die Geseze sollen in einem Land die Richtschnur der Unterthanen seyn, wornach sie ihre Handlungen einrichten: es ist also nötig, daß sie gewiß und unzweifelhaftig seyen: Allein wo ist das Reich in Europa, das nicht mit Gesezen überschwemmt wird, welche so gefaßt sind, daß sie widersprechende Auslegungen zulassen. Wann Swift die Regierungsform und Polizey eines gewisen Reichs mit seiner satyrischen Feder beschreiben will, so läßt er unter anderm den Capitain Brunts von den Gesezen der Caklogallinier folgendes erzälen: „Was ihre Geseze betrift, welche sie für die beste und weiseste in der ganzen Welt ausgeben, so sind solche in der That

„That eine Quelle beſtändiger Klagen der Un-
„terthanen, welches von vielerley Urſachen
„herrühret, vornemlich aber von diſer:
„Wann ein neues Geſez ſolle gemacht wer-
„den, ſo trägt der groſſe Rath einigen aus
„ihren Mitteln, welche Advokaten ſind, auf,
„das Geſez abzufaſſen, welche es denn, zum
„beſten ihrer Profeſſion, in ſehr dunkeln und
„zweydeutigen Worten auffezen. Diſes ver-
„anlaſſet hernach unendlichen Zank und Streit
„unter denen Partheien, und gibt zu gleicher
„Zeit dem Caja, (ſo wird der Richter genennt,)
„die Macht, dem Geſeze einen Verſtand zu
„geben, welchen er will. Ich bin öfters ſelbſt
„zugegen geweſen, wann der Caja Siztag
„gehalten, Partheien zu hören, und ſie zu
„entſcheiden, da ich denn bemerket, daß,
„wann die Advokaten ihre Sache vorgetragen
„haben, und einer von ihnen ſich darauf be-
„ruffen hat, daß in den vorigen Zeiten diſer
„oder jener Richter ein Geſez auf diſe Art er-
„klärt, dennoch der alsdann ſizende Caja
„ganz ein anderes Urtheil ausgeſprochen hat,
„mit Anführung eines vortreflichen Beweis-
„grunds, indem er ſagte: **das mag viel-
„leicht ſeine Meinung ſeyn; allein diſes
„iſt die unſrige.**

Die Klugheit der Herren Kameraliſten hat zu Vermehrung der Einkünfte eine ſchöne Erfindung gemacht.

Es werden z. E. in allen wohlgesitteten Ländern Policey-Ordnungen aufgesezt und ausgekündigt, nach welchen sich der leichtsinnige zur Verschwendung geneigte Mensch richten muß, damit er in Schranken bleibe und nicht nach seinem eigenen Willen und Stolz dahin lebe. Man macht Eh- Kleider- Trauer- und hundert andere Ordnungen, die man eben nicht so genau gehalten wissen will, sondern die meistentheils nur deswegen so vieles verbieten, damit man Gelegenheit haben möge, um die Gebühr nachzugeben, oder, daß ich mich kunstmäsig ausdrüke, gegen Taxe zu dispensiren.

Bey Bündnissen, Fridensschlüssen und einer Menge anderer Verhandlungen bedient man sich oft gerne zweydeutiger oder solcher Ausdrüke, die man nach Belieben erklären kan. Der Kardinal **Mazarin**, so viel ich mich noch aus seinen Schriften erinnere, war von dergleichen dunkeln Aufsäzen ein grosser Freund. Man hat zwar schon alte Beispiele von dem Betrug bey Bündnissen. Die Lokrenser machten mit den Sicilianern ehmals folgendes Bündnis: „Wir versprechen hiemit gute Freundschaft mit denen Sicilianern „zu pflegen, auch gegenwärtiges Land zum „Besten beyder Nationen zu schüzen, so lange wir dise Erde mit unsern Füssen betreten, „und die Köpfe auf unsern Schultern tragen!

„gen!„ Hiebey brauchten die Lokrenſer diſe Liſt: Sie hatten Erde zwiſchen ihre Füſſe und Schuhſohlen gelegt, auch unter ihren Kleidern einige Knoblauchs-Köpfe auf den Schultern verborgen: als ſie nun das Verſprechen nicht länger halten, und die Sicilianer aus dem Lande jagen wollten, ſchütteten ſie die Erde aus ihren Schuhen, und nahmen die Knoblauchs-Köpfe von ihren Schultern. Allein, obgleich diſe Barbaren das betrügliche Herz mitbrachten, ſcheinen ſie doch eine Ehrerbietigkeit vor die öffentliche Zuſage und den dabey geleiſteten Eid gehabt zu haben, weil ſie mit groſſer Sorgfalt obige Wörter zuſammen ſuchten, und ſich einbildeten, daß durch ihre heimlich im Sinn behaltene Deutung, ihr gethaner Eid gehalten werde. Ganz anders machen es die Chriſten: diſes hieſſe ſich zu viel Mühe geben, wann man mit ſo groſſer Sorgfalt ein Bündnis, vermittelſt ſo vieler im Sinne behaltenen Reſervationen, auskünſteln wollte: nein, die Chriſten ſchwören, und erſt alsdann ſuchen ſie eine falſche Erklärung der Wörter. Man liefert auf diſe Weiſe Städte und ganze Provinzen aus, die man bey nächſter Gelegenheit wieder fodert; man ſchwört, daß man die verdächtige Veſtungen ſchleifen wolle, und legt ſtatt derſelben noch gefährlichere an. Kleomenes iſt nicht ſtrafbarer, wann er,

nachdem er auf dreiſſig Tage Stillſtand gemacht hatte, des Nachts die feindliche Länder plündert, mit dem Vorgeben: „Der „Vergleich ſeye zwar auf dreiſſig Tage, aber „nicht auf dreiſſig Nächte getroffen worden.

Aus den Kabinetern der Groſſen in der Welt kömmt das Glük und Unglük ganzer Provinzen und einzeler Menſchen hervor. Dekreten und Reſolutionen ſinds, in welchen ein Fürſt ſeinen Willen zu erkennen gibt, und die Leidenſchaften ſeiner Unterthanen in beſtändige Bewegung ſezt. Zwiſchen Furcht und Hoffnung erwarten die Bürger ihr Schikſal, denen es oft zu hunderten in einem Abend beſtimmt wird, und wovon doch die Glükſeligkeit oder Elend ihres Lebens abhängt. Iſt die Sache von Wichtigkeit, ſo verlangt ein Fürſt gemeiniglich Bericht und Gutachten darüber von ſeinen Kollegien, und da kömmts als ann erſt darauf an, ob Ihme der Antrag gefällt, oder nicht, ob er ihn genehmigt, oder ein anders reſolvirt. Obſchon die Götter der Welt eine groſſe Gewalt beſizen, und bey vielen wichtigen Dingen nach Gutdünken handeln können, ſo lieben ſie doch die äuſſerliche Ordnung, und begehren Rath und Vorſchläge, wann ſie gleich ſchon zum Voraus entſchloſſen ſind, was ſie thun wollen: damit aber der Zwek zum Vergnügen erreicht werde, ſo wird in dem Gutachten, wo nicht

gänz-

gänzlich auf den zum Voraus schon vom Fürsten gefaßten Schluß angetragen, doch wenigstens eine schlaue Tour gespielt, und nur von Ferne ein Fingerzeig gegeben, dessen man sich bey Ertheilung der Resolution alsdann bedient.

Wann einer Sachen wegen beschuldigt wird, die er nicht gern auf sich kommen lassen und die Welt vom Gegentheil überzeugen will, so nimmt er seine Zuflucht zu einer Schrift, die er zum Beweis seiner Unschuld druken läßt, und ein solches Werk nennt man eine **Dedukrion.**

Von diser Art Schriften ist eine grosse Menge vorhanden; es ist aber auch sehr begreiflich, dann ein jeder Mensch hat Ehrgeiz und hat gerne Recht. Viele Deduktionen sind vortreflich aufgesezt, und mit Vergnügen zu lesen, wie ein Schluß auf den andern ganz überzeugend folget: alleine, nicht selten sind die Hypothesen und Hauptsäze, woraus das übrige gefolgert wird, in der Anwendung auf den vorliegenden Fall dem offenbaren Widerspruch unterworffen, ohnerachtet sie an sich wahr seyn können. Es kan z. E. ein grosser Herr als Regent dises oder jenes Recht unwidersprechlich haben, so bald er aber sich desselben durch Vergleiche begibt, so kan er sich dessen auch nicht mehr bedienen: wann nun ein Vertheidiger der landesherrlichen

chen Vorrechte alle seine Stärke und Schönheit aus Säzen herleitet, welche an sich richtig sind, und ein Recht in sich fassen, zu welchem die Grosse in der Welt befugt sind, worauf aber diser oder jener Regent aus verschiedenen Ursachen mit gutem Vorbedacht renuncirt hat, so folgt weiter nicht daraus, als daß ein solcher Deduktions-Verfasser Recht haben würde, wann nicht ein anders verglichen worden wäre.

Zur Schande der gegenwärtigen Zeit haben verschiedene Schriftsteller sich einfallen lassen, die heßlichste Schmähschriften herauszugeben und sich nicht gescheuet, die Namen dererjenigen, gegen die sie ihren Gift verspriz̃et, beyzusezen. Verdienstvolle Männer, gegen die ein ganzes Land Ehrerbietung hat, ja so gar selbst gesalbte Häupter werden nicht verschont.

Engelland, das Land der Freiheit, wo ein jeder schreibt, was er denkt, nimmt sich diſes lange nicht heraus, wozu man heut in Teutschland berechtigt zu seyn glaubt. Wann ein Britte sein ganzes Vaterland herumnimmt, so wird er doch nimmermehr den Nahmen seines satyriſirten Gegenstands ganz hinschreiben, daß ihn ein jeder Bootsknecht kennen muß; das thut aber der Teutsche und der Franzmann, wann sie sich sicher zu seyn dünken. Wird man solche unedelmüthige Männer zur Verantwortung fodern, und

sie

sie fragen, was sie darzu bewogen, einen solchen Endschluß zu fassen, und so wohl Fürsten als angesehene Männer ihrem Lande verächtlich und zum Abscheu vorzustellen? so werden sie ohne Zweifel antworten, die Wahrheit därffe allezeit gesagt werden; die Bekanntmachung der Untugenden grosser Herrn, Ministers und anderer vornehmer Männer seye eine billige Rache, die das Publikum zu nehmen befugt seye, wann es unter dem Joch der Ungerechtigkeit seufzen müsse; und übrigens seyen dergleichen Anekdoten und überhaupt die Historie bey nahe das einzige Mittel, solche Personen dahin zu bringen, daß sie aus Furcht, bey der Welt einen üblen Nahmen zu bekommen, dasjenige, aus Ehrfurcht vor die Geschichte, unterlassen, wozu sie die Liebe der Tugend niemals reizen würde. Nun kan ich nicht in Abrede ziehen, daß diſe Gründe die Gestalt der Wahrheit vollkommen an sich haben; doch aber glaube ich mit Zuversicht, daß, wann dergleichen Untugenden in der Allgemeinheit verabscheuungswürdig vorgestellt, die Ausdrüke anständiger und gemäßigter gewählt, besonders aber die Nahmen weggelassen würden, eine solche Schrift immerzu mehr Eingang in dem Gemüte solcher Personen hätte. Vernünftigere wissen doch, wen man versteht, wann schon die Entdekung nicht gleich in die Augen fällt;

und

und vor wen haben die Groſſe noch einige Rükſicht, als auf Leute, die weiter ſehen, als der Pöbel? Männer, die Vernunft und gute Abſichten haben, werden mit Vorſichtigkeit und Mäſſigung ſchreiben; welche aber das Gegentheil thun, ſind entweder politiſche Enthuſiaſten, oder beleidigte Heuchler, die unter dem ſcheinbaren Vorwand der Liebe zur Wahrheit und andern vorgeſpiegelten guten Abſichten, wegen geſuchter und nicht erhaltener Beförderung auf eine vom Paulus im Brief an die Römer nicht angerathene ſondern ganz ungeziemende und niederträchtige Weiſe, an groſſen Herren und ihren Vorgeſezten ſich zu rächen ſuchen.

Meiſtens ſind alſo die Privat-Leidenſchaften die Beweg-Urſachen zu ſolchen Schriften, welche ſich in vielen Stellen gar nicht verbergen, und alsdann iſt der Vorwurf ſchon verdächtig, wann er gleich gegründet iſt; ſezt der Verfaſſer aber vollends gar alle ſchuldige Achtung auf die Seite, ſo muß er leiden, daß man an ſeiner Aufrichtigkeit zweifelt. Es ſeye aber, wie es wolle, ſo iſt es allemal ein ſtrafmäßiges Unternehmen, wann einzele Perſonen den guten Nahmen anderer mit Ungeſtümm anfallen und verwunden: wer wird auf diſe Art ſicher ſeyn, wann ein jeder glaubt, das Recht zu haben, den andern in Schandſchriften zu verunglimpfen? Es

wird

wird zulezt gehen, wie bey denen Befehdungen, wann kein allgemeiner Landfriede erfolgt. Wie soll aber einer seine Vertheidigung einrichten, wenn er wirklich angetastet wird? Dises läßt sich nicht wohl bestimmen, weil die Beziehung, in welcher einer gegen seinen Gegner steht, die Wahrheit oder Unwahrheit seines Vorgebens, und verschiedene andere Umstände reiflich beurtheilt werden müssen, ehe man sich mit demselben einläßt, und den Krieg bevestigt: überhaupt aber ist das rathsamste, grobe Beschuldigungen, besonders wann sie alle Wahrscheinlichkeit übersteigen, mit Großmuth verlachen, die Welt durch gute Handlungen vom Gegentheil überzeugen, und mit dem unmächtigen Insekt, das unsere Ehre anfressen will, Mitleiden haben. Eine förmliche Schandschrift, wobey man offenbar den Vorsaz zu schmähen hat, wird gar nicht beantwortet, sondern, wann sie Grosse betrifft, und solche es für gut befinden, durch den Scharfrichter öffentlich verbrannt.

Einen beträchtlichen Theil des schriftlichen Dunsts finden wir bey Durchlesung der dichterischen Ausarbeitungen. Die viele Hochzeit- Leichen- und andere Gelegenheits-Gedichte beweisen dises zur Genüge. Kein Vernünftiger wird zugeben, daß alle Neu-

verlobte

verlobte vollkommene Eigenschaften haben, noch sich vorstellen können, daß alle Todte tugendhaft gelebt haben, und selig gestorben seyen: gleichwohl macht der Dichter von allen viel Rühmens, wann er anders weiß, daß er wohl bezahlt wird. Man erzählt von dürftigen Dichtern, die einen vor sechs grosse Thaler zu ihrem Apoll machen: das thun aber nur die Reimschmiede, jenes niedrig fliegende Ungeziefer, das um den Fuß des Parnasses herumsumßt. Wer sich höher hebt, und bis zum Haupt dieses Götterbergs hinanschwingt, kan nicht so niederträchtig seyn, wann er schon arm ist.

Die Sprache der Poeten ist unterschieden von der Sprache im gemeinen Leben; man drükt sich ganz anders aus, und hat die Freyheit, Himmel, Hölle und alle Elemente in Dienst zu nehmen: der Dichter entlehnt die erhabenste Beispiele und Bilder aus dem Alterthum, und verwendet sie in seinen Nuzen; sind sie aber nicht zureichend, so schafft er neue. Aus diser neuen Schöpfung erkennt man die Stärke und Genie des Dichters. Wir haben unvergleichliche Meisterstüke von diser Art, aber wenige. Die meiste verlassen die Wahrscheinlichkeit, und schwingen sich unaufhörlich. Die Natur ist ihnen zu gemein; allein sie rächt sich an ihnen

durch

durch Kenner, die an ihrer Arbeit keke Striche, aber weder Farbenmischung noch Zeichnung finden. Andere Dichter wollen in einer Strophe am Jupiter anstossen, und in der andern fallen sie tiefer, als Ikarus. Noch andere behalten immerhin die Sprache des gemeinen Lebens bey, mit dem einigen Unterschied, daß die Schlußwörter der Zeilen sich auf einander reimen: diſe Herren sollten ewige Prose schreiben, wann sie ja geschrieben haben müssen, dann ihres unerträglichen Dichterstolzes ungeachtet, sind sie keine Dichter, weil sie keine Bilder, keine Erfindung, kurz, nichts eigenes haben.

So bald ein guter Poet bey einem grossen Herrn in Gnaden ist, und von Kennern Beifall hat, wird er, nach der Erfahrung, unerträglicher, als ein anderer Autor. Die Fürsten und Kriegshelden sind Schuld daran, weil sie ihnen zu viel schmeicheln. Sie haben schon einzele Gedichte in ältern Zeiten mit Tonnen Goldes bezahlt. Der grosse Alexander ist nicht zufrieden, daß Homer nicht zu seiner Zeit lebte; und seit Tullius gesagt hat, daß Achillens Name zugleich mit dessen Körper in die Erde vergraben worden seyn würde, wann keine Ilias in der Welt wäre, so hat ein jeder vornehmer Mörder eine rasende Begierde, seine

Thaten bey der Nachwelt verewigt zu sehen. In neuern Zeiten gibts Beyspiele, daß Monarchen grosse Dichter mit Gnade überhäufen, damit sie durch ihren geschikten Pinsel gemahlt, und im Tempel des Ruhms aufgehängt werden mögen. Wann uns die grosse Meinung bekannt ist, die mittelmäßige Dichter von ihrer Geschiklichkeit haben, so dörfen wir uns nicht verwundern, daß der Lorbeerkranz, den Karl der Fünfte dem Ariost aufgesetzt, leztern aus Hochmuth rasend gemacht hat; und keinem stolzen Reimer wird es übertrieben vorkommen, daß Petrarch an keinem andern Ort sich krönen lassen wollte, als wo sonsten die Römische Kaiser gekrönt wurden.

Die öffentliche Zeitungen und die liebe Wahrheit stehen nicht immerhin gut miteinander, woran der Zeitungsschreiber theils Schuld hat, theils aber unschuldig ist. Theilt er die Neuigkeiten mit, wie sie ihm seine Correspondenten zuschreiben, so ist er unschuldig; läßt er aber Wahrheiten hinweg, wann sie wider den Vortheil seiner Schuzobrigkeit sind, so leistet er nicht, was er gemeiniglich, in Absicht auf die Unpartheilichkeit verspricht. Bleibt in seiner Zeitung zu viel Plaz leer, und er füllt solchen mit alten Mordgeschichten aus, so ist er ein

Schalk:

Schalk: sezt er hingegen gar Artikel hinein, die ganz unwahr sind, so ist er ein Betrüger. Einige Zeitungsschreiber holen nur nach, was bereits schon in andern Zeitungen vorgekommen ist, und fügen kritische Anmerkungen bey: diſe sind gröſtentheils partheiisch, und, seit deme grosse Herren wizige Einfälle mit Stokschlägen vergelten, sehr seicht. Man findet also, ausser einigen überflüßigen Erklärungen, nichts neues darinnen, und list zu seinem Verdruß nichts, als was man schon gelesen hat, wie bey einigen Wochenschriften, die nichts neues enthalten, sondern aus dem Hamburgischen oder einem andern dienlichen Magazin zusammengestoppelt, und von Wort zu Wort abgedrukt sind.

Niemand lügt dreuster, und hat uns mehr zum besten, als der Kalenderschreiber. Auf einen jeden Tag bestimmt er das Wetter, und bey sich ist er überzeugt, daß seine Prophezeihung ungewiß ist, und sich auf die betrügliche Astrologie gründet. Indessen hat er doch seine Verehrer und Anhänger. Wie viele richten ihre Reisen nach dem Wetterpropheten ein? Es ist wahr: gewisse Zeiten im Jahr sind fast einmal wie das anderemal regnerisch; daß um die Zeit, da Fabian Sebastian im Kalender steht, der Saft in die Bäume zu schiessen beginnt, ist kein Zwei-

fel; und also haben verschiedene Jahrszeiten verschiedene Wirkungen. Wann aber der grosse Kalenderlehrer auf einen jeden Tag das Wetter bestimmen will, so nimmt er sich etwas heraus, das er entweder gar nicht, oder durch eine seichte Erklärung von dem Einfluß der Planeten auf unsere Erde beweißt. Mit seiner Aderlaßtafel ist er ein unerträglicher Pedant: da hat er seine gewisse Tage, an welchen er zum Aderlassen anrathet, an andern Tagen läßt er uns krank werden, wann wirs wagen, und an etlichen müssen wir gar gähen Todes sterben. Ists nicht unvernünftig, eine gute Wirkung aus dem kalten Mond von der Ferne herleiten, und auf das trockene oder feuchte Wetter, das einen unläugbaren Einfluß auf unsern Körper hat, nicht achten? Ist es nicht rasend, den Kalender um Rath zu fragen, wann es gut purgiren, säen, Kinder entwöhnen, Haar abschneiden, u. d. m. seye, wann er uns von dem trockenen oder nassen Wetter nicht zuverläßige Nachricht geben kan, worauf sich doch der gegebene Rath gründen muß? Und doch weiß ich viele Menschen, die in der That vernünftig sind, von disem Vorurtheil aber sich nicht ganz loswinden können; die, wann sie schon die Aussprüche des Kalenders nicht als Orakel verehren, doch nicht so kek sind, ganz wider seine Geseze zu handeln.

Vor

Vor einiger Zeit hat man ein Blat von einem alten Feldmesser zum Verkauf herumgetragen, worauf das Wetter auf alle Tage genau bestimmt ware: einige haben angemerkt, daß zur Verwunderung gerade das Gegentheil von der Prophezeihung erfolgt seye.

Fast auf eben diese Art betrügen die Landstreicher, wann sie in gedrukten Zetteln die Kraft und Wirkung ihrer Arzneien marktschreierisch anpreisen, wann sie die unerhörteste Beispiele von Personen, die durch ihre Essenzen, Elixire und Pulver gesund gemacht worden, ganz unverschämt herlügen, wann sie sich nicht scheuen zu behaupten, daß keine Krankheit gefunden werde, welche nicht, nebst göttlichem Beistand, durch diese englische und königliche Wunderarznei glüklich gehoben werden könne.

Da ohne Zweifel die Marktschreier und Charlatane die gröſste Fertigkeit im Lügen und Betrügen erlangen, und die Kunst erlernen, auf eine sehr einnehmende Weise das Vertrauen anderer zu gewinnen, auch mit unglaublicher Beredtsamkeit das Falsche für Wahrheit anzuschwazen, so bedient man sich des Namens eines Marktschreiers oder Charlatans, wann man einen Gelehrten und Künstler beschreiben will, der von seiner

Kunst oder Wissenschaft wenig versteht, hingegen aber durch eine großsprecherische Geschiklichkeit sich ein vornehmes Ansehen und starke Zuneigung zu verschaffen weiß. Herr Menke hat zwey schöne lateinische Reden von der Marktschreierei der Gelehrten gehalten, und viele Entdekungen von ihren Betrügereien gemacht.

Eine der leichtesten Arten, denen Menschen das Geld aus dem Beutel zu loken, ist die einnehmende Vorstellung eines starken Gewinns und Vortheils. Mancher Lotterieplan hat schon den vernünftigsten Mann bethört. Die Hoffnung, glüklich zu seyn, ist bey denen Sterblichen von einer solcher Stärke, daß zehentausend auf das beste Loos in Gedanken Rechnung machen, welches nur einer bekommen kan. Wer von seinem Ueberfluß einen Theil daran wagt, um sein Glük in Lotterien zu versuchen, der ist noch immer eher zu entschuldigen, als ein Leichtsinniger, der, in Hoffnung eines sehr ungewissen Glükes, so vieles von seinem Vermögen der blinden Gefahr ausseżt, daß er bey einem Fehlstreich aus seiner ganzen Verfassung kömmt, und oft gar zum Bettler wird.

Die Lotterien haben grossen Theils den edlen Vorsaz, Waisenhäuser, Hospitäle, und andere fromme Anstalten in Aufnahme

zu bringen; gleichwie aber mit der Zeit alles zu einem Misbrauch ausartet, so gibt es auch Beispiele bey Lotterien.

Wann man ausgekünstelte Plane entwirft, welche gut in die Augen fallen, und im Ganzen betrachtet, idealische Hirn-Rechnungen sind; wann man die gottselige Absichten bey Errichtung einer Lotterie himmelhoch heraus streicht, und sich mit einem unerlaubten Profit auf Kosten der Leichtglaubigkeit bereichert; wann man endlich gar das Geld behält, ohne die Lotterie ziehen zu lassen, oder wenigstens durch Kunstgriffe das Glük dergestalten in seine Gewalt bringt, daß die gröste Gewinnloose auf die Numern eintreffen, die der Lotterie zum Besten übrig geblieben sind: so ist es keinem Menschen zu verdenken, wann er die Sache wohl überlegt, ehe er sich dem bedenklichen Meer des zweifelhaften Glüks überläßt.

Die Errichtung offentlicher Banken, Tontinen u. d. m. haben ihren grossen Nuzen, wann die Verfassung des Staats Sicherheit gibt. Der Grund dazu ist das Vertrauen. Wo dises nicht ist, kan keine Banko bestehen. Eben dises mag auch die Ursache seyn, warum man bey denen Monarchen niemals ein rechtes Herz zu einer Banko fassen will: man befürchtet immerzu, diser oder sein

Nachfolger werde sich des offentlichen Schazes mit List oder Gewalt zu bedienen wissen, besonders seitdeme mit dem Saz, daß die allgemeine Wohlfart das erste Gesez seyn solle, bey den Grossen der Welt gespielt wird. Nichts destoweniger liessen sich die listige Herren Franzmänner aus Gewinnsucht ins Garn loken, als im Jahr 1716. der Grund zu einer allgemeinen Banke gelegt wurde, wobey sich diejenige, welche ihr Vermögen darein gebracht, und nichts als Bankobillets davor in Händen hatten, beredten, der innere Preiß und Werth derselben sey in der Banke anzutreffen. Der damalige Regent und die Grosse des Königreichs fanden an dem aufgestellten System des berüchtigten Schottländers Geschmak, sie opferten ihr Vermögen auf, um ungeheure Summen zu gewinnen; durch das Ansehen geblendet, wurden andere hingerissen, ein gleiches zu thun, ohne zu untersuchen, auf was vor Pfeilern dises neue Glüksgebäude ruhe: und am Ende hatte, einer wie der andere, Pappier, und kein Geld. Man wird vor keinem Franzosen die Worte: **Misisippi, Aktien, Law,** oder **Banque** nennen dürffen, ohne daß er mit gröster Aergerniß das Gedächtnis von der Thorheit seiner Eltern und Groß-Eltern in Gedanken seufzend begeht, und aus Rache wünscht, alle Nationen, die sich über den

Aktien-

Aktienhandel luſtig machen, auf eben diſe, oder auf eine andere Art, ums Geld zu bringen.

III.

Der blaue Dunſt

in Gebärden, Handlungen und Sachen.

Die Maſchine des menſchlichen Körpers hat viele Gleichheit mit einer Uhr: Das Herz iſt das Schlagwerk, die äuſſerliche Gliedmaaſen ſind das Zifferblat. Einem Menſchen, den die Kunſt noch nicht verderbt hat, wird man an ſeinen Minen, Gebärden, Stellungen und Gang anſehen, was ſein Herz denkt. Wo iſt aber derjenige, von dem man ſagen kan, er denke immer, wie er handle, und handle, wie er denke? Der Menſch iſt betrügeriſch, die böſe Neigungen ſucht er durch eine äuſſerliche Verſtellung zu verbergen, und Tugenden dichtet er ſich durch falſche Gebärden und eine gekünſtelte Aufführung an.

Man hat mir von zwey Kanzel-Rednern geſagt, daß ſie die Aufmerkſamkeit aller Zu-

hörer auf eine unwiderstehliche Weise an sich ziehen, und daß beede die geschikteste Männer seyen, die gefunden werden können; ich wurde begierig, sie zu hören; allein zu meiner Verwunderung redte der eine nichts als abgeschmaktes Zeug, das nicht zusammen hieng, und der andere legte von Wort zu Wort ab, was ein vornehmer Geistlicher gedrukt hinterliesse: beede hingegen machten häufige Bewegungen, schlugen auf die Kanzel, und schrien wie die Zahnbrecher. Sehen Sie also, meine Herrn, den Geschmak des Volks! Der stille, sanfte und grundgelehrte Mann kan nichts; der gauklerische Pikelhering aber versteht seine Sache —.

Sie sehen recht vergnügt aus, mein lieber **Kornel**, daß Ihnen **Strax** im Vorübergehen so freundlich mit seinen Augen zugewinket, und Ihre Hand so sanfte mit der seinigen gedrükt hat. Nicht wahr? Sie denken, er werde sich Ihrer bey Ihrem Gesuch annehmen. Weit gefehlt. Ich war disen Vormittag dabey, wie er zu seinem Kollegen sagte: **Kornel** seye ein nasenweiser Mensch und verlange wunderliche Dinge: man müsse ihn abweisen.

Neulich erzälte **Fridoline Flavien** mit vieler Betrübnis und Bewegung ihres Herzens, wie heftig ihrer Ehrlichkeit durch einen vornehmen Mann zugesezt werde, wenn sie

ihre bedaurungswürdige Umstände seiner hohen Vorsprache empfehlen wolle, und wie geneigt derselbe seyn würde, ihr einen glükseligen Zustand zu verschaffen, wann sie sich zu seinem Willen bequemen könnte. Klavie entsezt sich über das Unternehmen eines solchen Mannes, starrt sie mit grossen Augen an, und hält den Mund offen, so lange Fridoline erzält. Endlich ermahnt sie das unglükliche Weib, ehrlich zu bleiben, und in der Stille ihr Schikſal mit Gedult zu erwarten. Was thut aber die schlechte Klavie? Sie geht zum vornehmen Mann hin, verklagt die dumme Fridoline, die ihr Glük nicht versteht, und — ja weiter weiß ich nichts, als daß Fridoline bey ihrer gerechten Sache keine Erhörung findet.

Ich habe noch keinen fleißigern Kirchengänger gesehen, als den eifrigen Erast. In der Kirche bewegt er weder Hand noch Fuß, desto geschäftiger aber ist er mit seinem Kopf: bald neigt er seine Ohren gegen der Kanzel hin, bald sieht er dem Prediger ins Gesicht, bald zieht er die Augen unter sich, und scheint der Rede nachzudenken, plözlich aber wirft er andächtige Blike in die Höhe. Deme ungeachtet ist niemand unachtsamer, als der heuchlerische Erast. Man frage ihn, wann man will, so weiß er nicht, was der geistliche Redner gesagt hat. Zu welchem Ende aber

zwingt

zwingt er sich, andächtig zu scheinen? Er sucht eine fromme reiche Wittwe durch den Geruch seiner Heiligkeit ins Garn zu bringen.

In einer grossen Gesellschaft befande sich ein alter Juriste, der jedermann mit seinen casibus in terminis anfiel. **Polykarp** war der nächste der beste, den er beym Kopf nahm, und ein wenig auf die Seite zog. Herr! sprach er, lassen sie sich doch einen curiösen Casum erzälen! Bey dem Wort curiös schlunge **Polykarp** schon seine beede Arme in einander, und warf begierige Blike auf Javolen. Denken Sie, fuhr diser fort, was ein Notarius Cäsareus Publikus (Polykarp trit einen Schritt zurük und schüttelt seinen blöden Kopf) vor einen enormen Fehler diser Tagen gemacht hat, daß er in einem Testament (hier macht **Polykarp** die Mine eines Verwunderers und schnellt mit dem Finger) die institutionem heredis, zu teutsch, Erbeinsezung vergessen hat. **Polykarp** schlägt den in die Höhe gehobenen Zeigfinger siebenmal in die Luft, spizt den Mund zusammen, und glaubt, es sey unnöthig, weil der Testator vor seinem Ende von nichts als Legaten gesprochen habe, (weil hier der Javolen lacht, so lacht Polykarp noch weit heftiger, schüttelt wieder den Kopf und hebt den Bauch,) da er doch wissen sollte, daß Heredis institutio basis et fundamentum eines Testaments seye,

(Po-

(Polykarp lacht zwey Minuten an einander fort in abgebrochenen Tönen.) Was meinen Sie nun, daß man einem solchen Idioten thun sollte? Hier wußte Polykarp nichts zu sagen, weil er überhaupt nicht ein Wort Lateinisch, viel weniger etwas vom Recht verstund; allein er wußte sich schon zu helfen; er machte ein garstiges breites Maul, und strekte ganz verächtlich beede flache Hände so lang hinaus, bis ihm Javolen mit seinem Urtheil zu Hülfe kam. Nichts desto weniger sind Personen in diser Gesellschaft gewesen, welche ihr Leben verpfänden, Polykarp habe grosse Einsichten.

Frau Eurerpe hat eine einige Tochter, an der ihr, wie allen Müttern, sehr vieles gelegen ist. Weil sie mit vielen Mitteln gesegnet worden, so ist es nun ihre einige Sorge, daß ihre Tochter einen rechtschaffenen Mann bekomme, und, indem sie in Gedanken alle junge Leute die Musterung gehen läßt, so bestimmt sie endlich in ihrem Sinn den Nikander zu dem grossen Glük, ihr Tochtermann zu werden. Eurerpe weiß durch ihre Freunde schon Gelegenheit zu machen, daß Nikander mit der jungen Klorinde bekannt wird: sie kommen also öfters zusammen, und Nikander führt die Tochter der Eurerpe, zum grossen Vergnügen ihrer Mutter, einige mal auf den Spaziergang. Nun, dachte die Alte, ist er gewis verliebt;

sehr

seht doch, sagte sie zu ihrer Freundin, was vor eine Ehre sich Nikander daraus macht, mein liebes Klorindchen zu führen; wie freundlich die Nikel mit einander thun, ist das nicht ein allerliebstes Paar? Eutrerpe, mit der Aufführung Nikanders gänzlich zufrieden, will disen jungen Menschen durch eine vertraute Person von seinem blühenden Glük unterrichten lassen, und freut sich bereits schon auf die angenehme Eilfertigkeit, womit er, von Dankbarkeit durchdrungen, der edelmüthigen Schwiegermamma die Hände küssen wird. Allein, zu ihrer äussersten Befremdung, muß sie erfahren, daß Nikander zwar alle Hochachtung vor ihr Haus habe, jedoch aber noch keinen Beruf in sich vermerke, seinen ledigen Stand zu verlassen. Eutrerpe kan sich bey ihrem Reichthum nicht vorstellen, daß es des Nikanders Ernst seye; da er aber allen Umgang mit Klorinden sorgfältig vermeidet, so mag sie ihn auch nimmer sehen. Nun geschah es, daß Mutter und Tochter in einer grossen Gesellschaft waren, in welcher man davor hielt, daß Nikander und Klorinde eine gute Parthie vor einander wären. Statt der Antwort lachte das Mädchen entsezlich, und schüttelte den Kopf, die Mutter aber verzog den Mund, und warf die Hand verächtlich von sich weg.

Noch keine Witwe muß den Tod ihres Mannes heftiger beklagt haben, als Philinde. Da man den Leichnam zur Begräbniß hinaustrug, wurde der untröſtbaren Frau ein Begleiter mitgegeben, der ſie in ihrer übermäßigen Traurigkeit tröſten ſollte; allein, der ganzen Stadt zu zeigen, wie lieb ſie ihren ſeeligen Mann gehabt habe, will ſie von keinem Troſt hören, ſondern erfüllt die Luft mit dem kläglichſten Geheul, bald wird ſie auf ein paar Minuten ſprachlos, um deſto ſtärker auszubrechen, bald ſchlägt ſie die Hände zuſammen, bald ſchwingt ſie das Schnuptuch in die Höhe und läßt die Arme ganz kraftlos zur Schoos fallen, bald hebt ſie die verweinte Augen in die Höhe, bald aber verbirgt ſie ihr Geſicht mit gefalteten Händen. Niemand zweifelt an ihrer Traurigkeit, und jedermann hat Mitleiden mit der armen Witwe. Noch, ehe der Leichnam in die Erde eingeſenkt wurde, findet Stentor, ihr Tröſter, Gelegenheit, ein Wort mit ihr zu ſprechen, und ſie zu verſichern, daß der erlittene Verluſt wieder erſezt werden könne. Er nennte ihr auch ſeinen Freund Lucill—. Herr! ziſchte ihm Philinde ins Ohr, ſie kommen ſchon zu ſpäth!

Der junge Araneh iſt in einen langwührigen Prozeß eingeflochten, der bey dem Stadtgericht zu N** anhängig gemacht worden iſt.

iſt. Gute Freunde haben ihm gerathen, daß er die Hände des Stadtrichters vergolden müſſe, wann er bald ein Ende an ſeiner Sache ſehen wolle. Aranth macht alſo bey dem geſtrengen Timoleon ſeine Aufwartung, und unter einem tiefen Kompliment, und Empfehlung ſeiner Angelegenheit, überreicht er demſelben ein ſchweres Papierchen. Allein, wie erſchrak der junge Mann, als der Stadtrichter die Amtsſtirne runzelte, und mit groſſen Augen, unter ſtrafender Vorweiſung ſeines Zeigfingers, dem guten Aranth das Geld wieder zurükgab. Aranth bükte ſich tief und im Heimgehen dachte er bey ſich ſelbſt: Timoleon iſt lange nicht der eigennüzige Mann, vor den man ihn hält; er hat verſprochen, vor die gerechte Sache ohne Geſchenk beſorgt zu ſeyn; aber ſo iſts mit dem Urtheil der Leute! O unſchuldiger Aranth! Sie ſeynd zu gut in diſe Welt, weil Sie ſie nicht kennen: wiſſen Sie, daß die Frau Stadtrichterin an etlichen Orten geſagt hat, daß Sie keine Art zu leben und eine ungerechte Sache haben. Ein anders mal beſtechen Sie ihre Gönner, wann niemand dabey iſt.

Frontine iſt eine von denjenigen Frauen, die man in der Stadt vor vernünftig hält. Sie beſizt auch wirklich die Geſchiklichkeit, allem, was ſie vorbringt, einen vortheilhaften

Anſtrich zu geben, und würde gewiß vor ein Muſter von einer vernünftigen Frau gehalten werden, wann ſie in ihrer Sphäre blieb: Allein, da ſie ſich beredet, Männerverſtand zu haben, ſo ſind ihr alle andere Geſpräche zu gemein, wann ſie nicht von Staats-Angelegenheiten und offentlichen Geſchäften handeln. Aus diſer Urſache plagt ſie ihren Mann zum Sterben, bis er ſie mit geheimen Neuigkeiten verſieht, welche ſie in ihrem Beſuch mit gelehrten Minen von Ohr zu Ohr erzält, bis die Heimlichkeit jedermann weiß. Erſt geſtern hatte ſie kaum ihre Neuigkeiten ausgekramt, und mit ſelbſtgemachten wizigen Anmerkungen bereichert, als ihr Herr Gemahl in eben diſe Verſammlung trat.

Polydor, ein junger Herr, erfreute ſich, da er hörte, daß diſes der Herr **Timoleon** ſeye; dann er ware ſehr begierig, eine gewiſe Begebenheit von demſelben vollſtändig zu erfahren, wovon ſeine Frau nur einige Fragmente in der Geſellſchaft erzält hatte. Nun aber kan man ſich vorſtellen, wie ſehr Herr **Timoleon** erſchroken ſeyn müſſe, als er vom **Polydor** vernommen, daß ſeine Frau eine Sache ausgeplaudert habe, an deren Geheimhaltung ihm ſo vieles gelegen war, weil nur er allein darum wußte. Vielleicht würde ein anderer, als **Timoleon**, die gröſte Thorheiten bey einer ſo unerwarteten Begebenheit be-

gangen haben: Allein was thut der kluge Mann? Er lacht ſittſam, nimmt die zufridenſte Geſichts-Züge an ſich, und ſagt: wie ergözt es mich, daß ſich meine Frau durch eine erdichtete Neuigkeit hat hinterführen laſſen! Man ſpricht aber, daß Herr Timoleon zu Hauſe mit Frau Frontinen noch denſelbigen Abend eine ſehr ernſthafte Unterredung gehabt habe.

Sie verwundern ſich über die edle Gelaſſenheit des lächelnden Erneſts. Es iſt Ihnen unbegreiflich, daß diſer Mann ſich immer ſo gleich bleiben ſolle, da er doch ſo viel Feuer zu haben ſcheint. Das macht aber ſeine groſſe Ehrliebe, daß er ſich Zwang anthut, und nicht ſein Naturel; dann ich verſichere Sie, daß er ſehr koleriſch iſt. Bey rechten guten Freunden wird er bey Kleinigkeiten ſchon empfindlich, und ein geringer Verdruß kan ihn auf einen halben Tag unbrauchbar machen; wo er im Gegentheil in groſſen Geſellſchaften ſich ſehr in Acht nimmt, immerzu aufgeräumt iſt, und ſichs gleichſam vorſezt, nichts vor eine Beleidigung aufzunehmen, alles zu entſchuldigen, und ſich niemals in Harniſch bringen zu laſſen. Indeſſen wollte ichs keinem rathen, daß er die Gelaſſenheit Erneſtens bis zum Mißbrauch verſuchte. Sein Feuer, das ſich lange Zeit unter einer heitern Stirne und lächelnden Wangen verbirgt, iſt viel gefähr-

fährlicher, wann es mit einem male zum Ausbruch kommt, als die drohende Mine des hizigen Raufbolds.

Diser ist gerade das Gegentheil vom Ernest. Wie der eine Sorge trägt, seine Hize zu unterdrüken, so gibt sich der andere Mühe, kolerischer zu scheinen, als er wirklich ist. Sie werden es angemerkt haben, daß Raufbold bey jedem zweydeutigen Ausdruk stuzt, der ihn weder angeht, noch eine Beleidigung ist. Sie darffen sich aber nichts anfechten lassen, ich bin schon dabey gewesen, daß er auf ein einiges unschuldiges Wort den Hut tief in die Augen gedrükt und sogar an den Degen gegriffen hat; aber dabey bliebs auch, und kam nicht weiter, dann seine Absicht ist gar nicht, sich in Gefahr zu begeben, sondern nur in Ruf zu kommen, daß er Herz habe.

Vor etlichen Tagen gieng ich mit zwey jungen Herrn vor das Thor spazieren, der eine wußte gar nichts, und der andere nur ungeschmaktes Zeug zu reden. Nichts destoweniger zogen wir die Augen aller dererjenigen an uns, an denen wir vorüber giengen.

Moran erzälte mir eine Menge der elendesten Kleinigkeiten mit so häufigen Gebärden und solcher Veränderung seiner Minen, daß man hätte glauben können, er entdeke mir Dinge von der äussersten Wichtigkeit, besonders da der hirnlose Narciß die Hände über

seinem Chapeaubashut mit Verwunderung zusammen schloß, und seinen vergoldeten Bauch beständig einkrümmte, damit er mit seinem wohlgekleideten Körper vorwarts liegen, und die Götterspruche Morans mit seinen begierigen Midas-Ohren auffammeln könne. Ich wußte zu disen armseligen Geschichten nichts zu sagen, und wurde auch in keine Bewegung gesezt, folglich sprach ich nichts, und machte nur einerlei Mine. Inzwischen hielten mich die Thoren vor einen gesezten Mann von einem starken Geist, der sich immer gleich bleibe, den Moran vor einen grossen Staatsmann, den gepuzten Narciß aber vor einen aufmerksamen Gelehrten.

So will ich doch denen Minen und Gebärden der Mädgen nimmer trauen: die listige Geschöpfe üben sich, von den zartesten Jahren an, in der Verstellungskunst, und wissen ein Mannsbild sehr künstlich zu hintergehen.

Vor einigen Jahren befande ich mich in einer Gesellschaft, bey welcher es sehr lustig zugieng. Ein Geschlecht plagte das andere mit den wizigsten Einfällen, die man von einer Stadt nicht erwarten konnte, worinnen von langen Jahren her die Innwohner nichts vor artig und wizig angesehen haben, wann es nicht nach welschem und französischem Geschmak war.

Un-

Unter den Gliedern diſer Verſammlung glänzte ein junges Frauenzimmer, das jedermann ſehr freundlich zu begegnen, und die Anweſende auf eine gar angenehme Weiſe zu unterhalten wußte. Die ganze Geſellſchaft verehrte die artige **Blandine**, und beſonders verrieth der Baron ** durch eine gewiſe Vertraulichkeit, daß ſie ihm bekannt war, und gefiel. Kaum aber kehrte diſer Edelmann den Rüken, ſo wieß ihm **Blandine** ſchon die Zähne und die Spize ihrer Zunge; bald bildete ſie aus der Eke ihres Schnuptuchs ein Eſelsohr, und gab mit Gebärden zu verſtehen, was ſie damit ſagen wollte, bald aber ſchikte ſie mitleidige Blike in die Höhe, und verachtungsvolle auf den Herrn von ***; kurz, ſie zeigte durch hundert Bewegungen, daß ſie wenige Achtung vor den Herrn Baron habe. Vier Monate hernach kam ſie auſſer Lands mit einer wohlgeſtalteten Tochter nieder, die dem Herrn Baron vollkommen gleicht. Aber, was ſage ich? Das iſt eine Erfindung von ihren Feinden. Blandine hat nur ihre Freunde beſucht.

Unter allem, was unter der Sonne athmet, wird keine Kreatur angetroffen werden, die ſtolzer und zugleich niederträchtiger wäre, als der Menſch. Ein gutes Temperament, Weltweisheit und Umgang mit vernünftigen Perſonen können diſen Fehler erträglich machen.

chen. Wann aber Personen, welche nichts gelernt haben, und ohne gute Aufführung sind, durch das wunderbare Spiel des Glüks sich auf ansehnliche Posten geschwungen haben, so kan man sich auch nichts unerträglichers gedenken, als ebendieselbe. Ihren hohen Gönnern und Stüzen ihres baufälligen Glüks küssen sie die Füsse und leken ihren Speichel; geringern aber, die entweder unter ihnen stehen, oder die ihrer Meinung nach keine so beträchtliche Dienste thun, als sie, begegnen sie ganz trozig, und geben bey allen Gelegenheiten zu verstehen, daß sie solche vor nichts achten. Neulich sah ich einen geschikten Mann an dem Parade-Plaz vorbey gehen, welcher durch die Schwenkung seines Huts und mit seinem ganzen Körper seine Hochachtung gegen den Soldatenstand an den Tag legte; allein die Herren Officiers blieben mit ihren Hüten unbeweglich stehen, und sahen dem würdigen Mann unverschämt ins Gesicht, ohne sich vor die Höflichkeit, die er ihnen erwiese, zu bedanken. Nur wenige, die entweder sehr vornehm, oder mit den Wissenschaften bekannt waren, vergalten ihm seine Höflichkeit mit einem Gegenkompliment. Ein gewiser Bramarbas, der dem gelehrten Baldus vielen Dank schuldig ware, glaubte bey seinen Kameraden vieles zu verliehren, wann

er

er gegen den alten Pedanten, mit welchem Namen die Unwiſſende faſt alle Gelehrte beehren, höflich wäre; er ſtellt ſich alſo, als ob er den vorbeygehenden Baldus nicht wahrnähme, da er ihm doch ins Geſichte geſehen hat. O dachte ich, wie wird diſer in ſeiner Bruſt ein herzliches Mitleiden mit dem ſtolzen Kriegsmann haben, welcher in zehen Jahren kaum zu einem Zollſchreiber tüchtig wäre, wann er die Uniform hergeben müßte!

Lügt Bramarbas mit den Augen, ſo lügt Superbus weit übermüthiger mit ſeinen Ohren. Er nießt; der beſcheidene Probus macht ein Kompliment, und wünſcht auf ſeine gewönliche Art, daß das Nieſſen geſegnet ſey: allein Superbus hört nichts, weil Probus in der Rangordnung zu weit hinter ihm kömmt. Probus nießt auch, vornehme Männer niken den Kopf und ruffen Proſit! Superbus aber hört wieder nichts, dann er iſt ſein Vorgeſezter, und da glaubt er nicht, daß es ſich ſchike, wann er ihm Gutes wünſcht.

* * *

Sehr viele Handlungen der Menſchen ſind nicht weniger betrügeriſch, als ihre Minen und Gebärden. Man gibt ſich groſſe Mühe, die Haupttriebfedern ſeiner Handlungen, weil ſie gemeiniglich laſterhaft ſind,

zu verbergen, und seinen Absichten den Schein der Tugend zu geben. Die meiste halten sich vor vollkommen entschuldigt, und vor sehr weise, wann sie nur der Welt ein Blendwerk vormachen und ihre Niederträchtigkeiten vor Großmuth verkaufen können. Daß die Natur alle Verstellung verabscheue, und die Unschuld keine Larven nöthig habe, können wir an Völkern wahrnehmen, welche wir vor Barbarn und Wilde ausgeben. Sind die Sitten diser Leute schon nicht geschliffen und glänzend, und beleidigen sie gleich unsern sogenannten Wohlstand alle Augenblike, so ist doch ihr Herze gut; unser Vermögen ist bey ihnen sicherer aufbewahrt, als bey denen gesittetsten Nationen; unser guter Nahm bleibt ohnangefochten, weil sie nicht wissen, was Verleumdung ist; sie leben nach der Vorschrift der Natur, und worüber dise erzittert, das verabscheuen sie. Wir dörfen uns also den verhaßten Begrif von disen Menschen lange nicht machen, und dise glükliche Völker nicht für so unmenschlich halten, als verschiedene Schriftsteller uns zu bereden suchen. Ein gutes Herz und aufrichtige Handlungen sind das beste Gewürz der Gesellschaften: und wie glükselig könnten wir uns preisen, wann wir, gleich jenen Wilden, handelten, wie wir denken, und dächten, wie wir handeln. Allein so begeht man eine unaussprech-

liche

liche Menge von Handlungen alle Tage, die eigentlich den bösen Leidenschaften ihr Daseyn zu verdanken haben. Indessen aber ist niemand so aufrichtig, daß er gestünde, sein Unternehmen habe eine lasterhafte Neigung zum Grund gehabt. Wann es möglich wäre, die wahre Ursachen der Handlungen in der Welt zu entdeken, wann wir als moralische Astrologen so scharfsichtig wären, in der Geburtsstunde eines, zu künftigen wichtigen Handlungen reiffenden Gedankens, die Constellation der Leidenschaften mit der Vernunft, nach der wahren Beschaffenheit, zu untersuchen, so würden wir uns zum öftern nicht genug verwundern können, daß die herrlichste Thaten, bey nahe wie die leibliche Geburten, mehr aus Lust, als aus Pflicht und Tugend entsprungen seyen. Weil nun aber der betrügerische Mensch wohl weiß, daß, bey den verderbtesten Sitten, unter den nichtswürdigsten Böſewichtern, nichts destoweniger der geheiligte Nahme der Tugend immer im Munde geführt wird, und daß alle Handlungen, die eine böse Leidenschaft zum Ursprung haben, sehr verhaßt sind, so verbirgt er gar sorgfältig, was ihm Unehre bringen kan, und gibt so gar die Wirkung einer unordentlichen Gemüthsbeschaffenheit vor Tugend aus. Das kan er auch leicht ins Werk richten und seinen Zwek erreichen; einmal, weil eine jede

Sache zwo Seiten hat, und dann weil man ihm nicht ins Herze sehen kan. Ich will zwar nicht behaupten, daß die gute Handlungen gemeiniglich aus einem lasterhaften Trieb erzeugt werden, doch bin ich versichert, daß es wenigstens nicht auf Kosten der herrschenden Neigung eines solchen Menschen geschehen seye, wann er zu einer guten Handlung Gelegenheit gemacht hat.

Es ist heut zu Tage eine besondere Art von Wissenschaft, seine schlimme Absichten, und die nach dem Grund eben so schlimme Handlungen, mit einem glänzenden Firnis zu übertünchen.

Doch sey es ferne, daß ich den Saz aufstelle, als ob keine Handlung in der Welt, aus blosem Trieb zur Tugend, mit Wegräumung aller im Weg stehenden Leidenschaften, entstünde; Nein, davor seye dem Himmel gedankt, daß es noch hie und da fromme Leute gibt, die auf das thätige Christenthum dringen, und, voll von dem Vorschmake der Zukunft, die böse Regungen des Herzens, aus ungefärbter Liebe gegen ihren Nebenmenschen, rechtschaffenen Handlungen aufopfern.

Allein dise Haupt-Kleinodien in der Krone der Christenheit sind nicht verschwenderisch angebracht, und lassen sich leider an den

den Fingern zählen, ob schon ein mancher mit seinem matten und falschen Schein die Ehre mit den edlen Steinen zu theilen, wo nicht gar ihnen den Vorzug strittig zu machen sucht. Ich schreibe nicht wie die Welt seyn sollte, sondern wie sie wirklich ist: ich hoffe daher, man werde mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und es nicht für übertrieben halten, wann ich die Anzahl derer jenigen, die zum Troz der aufgebrachten Leidenschaften gut handeln, so eng einschränke. Ein jeder untersuche nur sich selbst, und lasse sich bey andern keine Vorurtheile blenden, so wird er die Wahrheit meines Satzes leicht entdeken.

Wer recht genau auf die Handlungen der Menschen Acht geben mag, der wird eine so unergründliche Tiefe des Verderbens wahrnehmen, daß ihme von diser Seite der Gedanke eines Menschen ein Entsezen abdringen wird. Man überdenke nun einmal die grosse Anzahl der Menschen, welche gegenwärtig leben, die ehedem schon gelebt haben, und welche noch in der Zukunft gebohren werden, und überlege, wie viele Handlungen alle Tage nur von einem einzigen Menschen begangen werden. Wird man sich alsdann nicht verwundern müssen, daß vor dem blauen Dunst einer den andern nur noch auf drey Schritte erkannt? Welcher Sterbliche

liche wird im Stande seyn, nur den hunderten Theil von diser Art von Eitelkeit zu beschreiben, da alle Wände der Welt nicht zureichen würden, die Thorheiten des Menschen zu fassen: Ich werde also entschuldigt seyn, wann ich mich nicht auf dises unübersehbare Meer mit meinem geringen Boot einlasse. Indessen will ich doch hievon einiges abhandeln, wie es mir beygehen wird. Niemand glaube, daß ich ihn ins besondere beschreibe. Meine Fälle sind alle erdichtet; weil sie aber leicht möglich sind, so könnten doch einige unter disem oder jenem Gemälde eine Aehnlichkeit mit ihrer eigenen Gestalt wahrnehmen; und dise sind es auch, gegen welche ich mich verwahren will. Solchen Personen kan ich, zu ihrem Trost und ihrer Zufridenheit, bey der Empfindlichkeit, die sie etwa darüber äussern könnten, nichts kräftigers antworten, als dises: Bedenken Sie doch, daß dise Handlung kaum den tausenden Theil ihres bösen Herzens an den Tag gibt! Seyen Sie zufriden, daß man nicht mehr weiß? Allein, bessern Sie sich!

Eine der vornehmsten Absichten des Menschen ist gewiß diejenige, welche auf seine künftige eheliche Verbindung geht: man kan sich also leicht vorstellen, daß er solche Mittel erwehlen werde, welche der Erreichung seines Zweks gemäs sind: und, weil die Aufrichtigkeit

keit und wahre Beschaffenheit seiner Umstände, Lebensart und Gemüths-Karakters dem glüklichen Erfolg seiner Unternehmungen im Weg stehen würden, so wird er auf den Einfall gebracht, sich zu verstellen, und den geliebten Gegenstand, auf Unkosten seines Herzens, mit Handlungen zu hintergehen.

Sempron ist ein abgesagter Feind vom Lesen, und weil die wizige Bücher nicht nach seinem Geschmake sind, so ärgert er sich zum Sterben, wann er von einem Frauenzimmer hört, welches Lust am Bücherlesen findet: indessen aber fügt es sich, daß Philippine ihm gefällt, und er alle Gelegenheit aufsucht, mit ihr bekannt zu werden. Bey denen wenigen Unterredungen, die er mit Philippinen hält, nimmt er wahr, daß sie wiziger ist, als er, und daß sie grosse Begierde bezeugt, ihren guten Verstand durch fleißiges Lesen zu erweitern. Wie wird sich der verliebte Sempron bey disen Umständen verhalten? Er fängt an, sich zu stellen, als ob er auch ein grosser Liebhaber von Büchern wäre, er bereitet sich, wie ein Schulknabe, auf die Stunden, die er mit seiner Göttin zuzubringen gedenkt, und macht ihr Geschenke von den besten Schriftstellern, um ihrem Verstand ein angenehmes Opfer zu bringen. Allein wie gieng es weiter? Sempron trug die Geliebte davon. Unterhalten Sie sich

izt mit wizigen Unterredungen? Lesen Sie auch noch fleißig in ihrem Ehstand? Nichts weniger. Der Mann hat keine Freude daran, und ist leer an Begriffen; weil er aber der Mann ist, so verlangt er, daß seine Frau eben so unwissend seyn solle. Wie daurt mich das gute Kind!

Wilibald ein Mann, der die Tage seines Lebens ein genauer Haushälter war, und bey zunehmenden weitern Jahren vor geizig gehalten wurde, hatte Lust, das zweyte mal zur Ehe zu schreiten, und, nachdem er bereits seine Augen auf ein schönes junges Frauenzimmer geworffen, so trachtete er, ihre herrschende Neigung auszulernen. Er fand, daß sie ein aufgeräumtes junges Ding wäre, das zum Puz und zu abwechselnden Ergözlichkeiten den grösten Hang hätte. Um dise eitle Schönheit in sein Neze zu ziehen, gab er Spazierfarthen, Musiken, und eine Menge von andern Lustbarkeiten, kleidete sich aufs köstlichste, um in Gesellschaften zu glänzen, stellte sich in seinem fünfzigsten Jahr so munter als ein Jüngling von zwanzig Jahren, und machte der schönen Florinde, so hieß sein Kind, Geschenke von Kleidungsstüken nach der allerneuesten Mode. Wie sollte nun Florinde die Hand einem so artigen Herrn versagen, der so belebt, so edelmüthig und von einem so angesehenen Rang ist? Florin-

de

de war also in kurzer Zeit seine Braut, und izt seine unterthänige Frau, die ihre gute Tage auf zwanzig Jahre hinaus schon vorempfangen hat, wann anders die Vorsehung sie nicht bälder von einem so niederträchtigen eigensinnigen Menschen befreyt.

Gulosius, ein junger Verschwender, ist durch eine schlechte Lebensart um Gesundheit und um sein Vermögen gekommen. Da es nun Zeit war, auf eine gute Versorgung zu denken, so riethen ihm seine Freunde, eine reiche Parthie aufzusuchen, damit er seine Schulden bezalen, und sich in eine gute Verfassung sezen könnte. Er sehnte sich also nach der reichen Katharine. Dem Mädchen gefiel der junge Mensch, weil er eine ungezwungene Art zu leben, und keine Neigung zur Kargheit hatte: allein die Mutter des Kindes dachte ganz anders, und hatte wegen der künftigen Verheyrathung ihrer Tochter ihre Absichten nur auf einen guten Haushälter gerichtet, welcher mit gemeinschaftlichen Kräften das erworbene Vermögen vermehren hälfe. In dem Vertrauen der Alten sich festzusezen, kömmt Gulosius in einem abgetragenen alten Rok und wollenen Strümpfen zu derselben, und spricht Stundenweis mit Ihr von der Haushaltungs-Kunst und von den grossen Vortheilen derselben; er legt ihr ganze Entwürfe von guten Einrichtungen vor; er weiß

ganz

ganz besondere und sichere Gelegenheiten, die Capitalien zu zehen bis zwanzig Pro Cent zu benuzen: Das ist mir der rechte Mann, dachte die Alte, und nahm keinen Anstand, ihre Tochter an ihn zu verheyrathen.

Wissen Sie aber auch, wie er die Kapitalien benuzte? Er bezalte Schulden damit, und lebte so lüderlich als vorher.

2. Es trägt sich zum öftern zu, daß einer oder der andere genötigt ist, wider seine Gewohnheit, anders zu handeln, nur damit er seinen vorgesezten Zwek erlangen möge. Wann die Aufführung einer solchen Person nicht wider die Grundsäze der geheiligten Religion und nicht wider die guten Sitten läuft, wann überhaupt ihre Absichten gut, und die Mittel der Absicht gleich sind, so halte ich es nicht für unerlaubt, sich nach den Schwachheiten seines Gegenstandes zu richten.

Benedikt, ein gesezter ordentlicher Mensch, der keine ausschweifende Lebensart, ein mittelmäßiges Amt, und die Hoffnung vor sich hatte, höher zu steigen, buhlte lange Zeit um die schöne Ernestine. In allen seinen Handlungen war er sehr vorsichtig, und in seinen Unterredungen mit dem guten Kind war er mehr lehrreich und ernsthaft, als angenehm und ergözend: Niemand wußte wider den Benedikt etwas einzuwenden, auch selbst in dem

dem Hauſe Erneſtinens war man ihm nicht abgeneigt; indeſſen aber konnte er doch nicht durchdringen, und entdekte ſein Anligen dem Hermes, ſeinem guten Freund. Darüber verwundere ich mich nicht, antwortete ihm diſer, daß Ihnen ihre Sachen nicht nach Wunſch gehen. Sie haben hier ein junges ſchwärmeriſches Mädchen vor ſich, das gerne getändelt haben will, ingleichem eine Mutter, die noch nicht über die Eitelkeit hinweg iſt, wegen ihres Vermögens Schmeicheleien anzuhören: Gehen Sie alſo hin, und thun Sie der Mutter recht ſchöne, mit der Tochter aber ſpielen Sie einen Romanen, ſo ungewohnt Ihnen auch diſe Thorheit ſeyn mag. Benedikt folgte dem Rath des Hermes, und es gelung ihm. Er heyrathete alſo Erneſtinen, und, ob ſchon durch den neuen Bund die Abentheuer ein Ende hatten, ſo leben ſie doch nunmehr ſeit vielen Jahren in einer ſehr vergnügten Ehe, und machen ſich über ihre ausgeübte Thorheiten noch öfters luſtig.

Handlungen, welche nur immer die Argliſtigkeit zur Triebfeder haben, ſind unvernünftig, und ziehen gemeiniglich ihre Beſtrafung nach ſich. Wie konnte es alſo anders ſeyn? Fauſtine mußte auch geſtraft werden. Sie war eine reiche Wittwe, und hatte nur eine einige Tochter, die ſchön und verſtändig war. Als die Mutter eines ſo vollkommenen

nen Kindes glaubte sie, zum Stolz berechtigt zu seyn, und ihre Eitelkeit that sich in müssigen Stunden auf das künftige grosse Glük ihres einzigen Leibeserben vieles zu gut. Ein hoher Rang und grosses Vermögen waren, nach dem Begrif, den ihr ihre Gemüthsneigung eingab, die vornehmste Eigenschaften eines vollkommenen Mannes. Da nun Narciß beedes besaß, und darneben noch eine galante Aufführung hatte, so wünschte sie sich denselben lange Zeit in Gedanken zu ihrem Tochtermann; allein Narciß meldete sich nicht. Mitlerweile zeigten sich bey der Faustine viele Werber um die junge Salome, und unter andern auch Theodor, der wegen des guten Nahmens und untadelhaften Wandels, den er führte, weder der Mutter noch der Tochter ganz gleichgültig ware; weil er aber weder Narcissens Rang, noch dessen Vermögen hatte, so blieb diser Umstand der Stein des Anstosses; doch, da Faustine nicht wissen konnte, ob sie den in Gedanken angebeteten Ritter zu ihren Absichten bewegen werde, und gleichwol nicht vor gut ansah, einen Menschen, wie Theodor war, nur so schlechterdings von der Hand zu weisen, so hielte sie ihn durch entfernte Hoffnungen in einer Art von Verbindung, und wußte durch verstellte Handlungen ihn dergestalt einzunehmen, daß er an ihrer guten Zuneigung nimmer zweifelte.

te. Allein ohnversehens wurde Narciß der Tochtermann, und der gute Theodor mußte seufzend abtreten. Man konnte sich vor Freude wegen des grossen Glüks bey nahe nicht fassen. Wird wohl aber die Glükseligkeit von langer Dauer seyn? In den ersten drey Jahren hatte Narciß, durch seine prachtvolle Einrichtungen nicht nur das Heyrathsgut, sondern noch grössere Summen von dem wittfraulichen Vermögen, verschwendet, im vierten Jahre starb sein Vater, und da langte der grosse Reichthum nicht zu, die Gläubiger zu bezalen; endlich aber im fünften Jahre fiel er gar in die Reduktion. Könnte einer ehrgeizigen Frau eine grössere Demüthigung widerfahren, als einen glänzenden Eidam so tief fallen zu sehen, da inzwischen Theodor durch seinen Fleiß diejenige Ehrenstelle erlangt hat, die Narciß mit grosser Bestürzung verlassen mußte.

Wie hat Ihnen der Herr gefallen, welcher gestern unsere Frauenzimmer auf eine so einnehmende Art unterhielt? Müssen Sie nicht gestehen, daß sein Umgang sehr galant ist, und daß er sich darinnen vor andern besonders unterscheidet? Mit was vor einer anständigen Bemühung hat er sich der Gewogenheit der Schönen versichert? Wie vergnügt sind die gute Kinder über diese schmeichelnde Sorgfalt gewesen? Sollte man nicht

glauben, Philander habe heimliche Absichten auf eine diser Schönheiten und seye etwa noch nicht mit sich einig, welche er der andern vorziehen sollte? Nichts weniger. Man hat ihm schon die beste Partizien vorgeschlagen; allein er stekt voll von Entschuldigungen, und will nur noch diſes oder jenes abwarten. Glauben Sie mir, daß er sich gar nicht heyrathet: seine gegenwärtige Umstände sind viel zu gut, als daß er sie zu verwechseln Lust haben sollte. Ich kenne seine Art zu denken. Er hat ein einträgliches Amt und eigene Einkünfte, welche zulänglich wären, eine Frau zu erhalten, und Kinder zu erziehen. Hingegen hat er seinen Aufwand auf einen schimmernden Fuß gesezt, daß seine jährliche Einnahme kaum vor seine eigene Person zulangt. Er ist ein Mann von Ehre und großmüthig: diſe Eigenschaften will er nicht verlaſſen. Er ist zu stolz, als daß er, aus Liebe zur ehelichen Verbindung sich herabliesse, und die Ausgaben einschränkte: und das Rechnen hat er zu gut gelernt, als daß er dem Ueberschlag, den seine Freunde von den Erfordernissen einer Haushaltung gemacht haben, nur so schlechterdings Glauben beymässe. Um also seinen wirklichen Zustand im Gleichgewicht zu erhalten, muß er eine sehr reiche Frau haben. Diſe hätte er haben können: Allein er ist zugleich ein Mann von einem feinen Geschmak,

und

und deswegen muß sie auch schön und vernünftig seyn, und ein edles Herze besitzen. Eine solche Person sucht er noch. Doch, weil er auch ein Mann von Einsichten ist, und die Welt kennt, so gläubt er selbst nicht, daß er eine solche Person finden werde, in welcher so viele Eigenschaften vereinigt sind; und deswegen ist er entschlossen, lieber ledig zu bleiben, als im Ehstand sich so vieler Gefahr und so grossen Unbequemlichkeiten auszusezen. Aber werden Sie mir einwenden, warum hat dann Herr **Philander** ein so sehr gefälliges Betragen gegen das schöne Geschlecht? Dazu hat er seine gute Ursachen. Dann, so bald er sich vor einen Hagestolzen erklärt, würde Kaltsinn und Verkleinerung, wo nicht gar eine allgemeine Verachtung in allen Gesellschaften die Strafe vor seinen Eigensinn seyn; da er aber gut vom Ehstand spricht, und nur immer bedaurt, daß gewise Umstände, die sich aber vielleicht in kurzer Zeit heben würden, ihme noch nicht zulassen wollen, seinen ehelosen Stand zu verändern, so erhält er sich bey jedermann in der Achtung.

In den betrübten Kriegszeiten legt man sich vielfältig auf Handlungen, denen man einen Schein der Tugend und Tapferkeit andichtet, deren Triebfedern aber gemeiniglich, Stolz, Rachsucht, Geiz und andere Niederträchtigkeiten sind.

Der Soldat verlangt, daß man von ihm glaube, er diene nur um die Ehre: Ich kenne auch wirklich ſehr viele wakere Officiere, die es ſchon bey hundert Gelegenheiten bewieſen haben: allein man trifft auch Leute unter ihnen an, die kein Gefühl der wahren Menſchlichkeit und einer natürlichen Billigkeit an ſich haben. Gewaltthätigkeit und Stolz hingegen beſizen ſie in einem deſto höhern Grad, je mehr ihnen Verdienſte mangeln. Wie kan es nun alsdann fehlen: Sie müſſen tauſend Handlungen begehen, die einem ehrlichen Mann Schande bringen, und nichts deſtoweniger wollen ſie davor angeſehen ſeyn, als verrichteten ſie die löblichſte Thaten, die ſich auf Tugend und Ehre gründen.

Die Herzhaftigkeit iſt auch eine nötige Eigenſchaft vor einen Kriegsmann. Allein bey einem manchen muß diſer Mangel durch den Trommelſchlag oder ein gutes Glas Branntenwein erſezt werden. Denen meiſten kömmt ihre Uniform zu ſtatten, daß man ihnen ein groſſes Herze zutraut; und wann eine feige Memme einen ſtarken Schnurrbart wachſen läßt, wer wird alsdann am Muth zweifeln? **Montagne** erzält uns von einem Soldaten, der wie ein Löwe gefochten hat: er ſtritt aber nicht aus Tugend ſo tapfer, ſondern weil er ſeines Lebens überdrüßig war.

Auf den hohen Schulen herrscht die Gewohnheit, wie bey dem Soldatenstand, daß man bey zugefügten Beleidigungen sich selbst Genugthuung verschaffen will. Zwey junge Herren, welche die Nothwendigkeit vor sich sahen, sich zu schlagen, so bald sich die geringste Gelegenheit dazu ereignen würde, und welche doch mit keinem grossen Herzen versehen waren, verabredeten es mit einander, daß sie sich offentlich beleidigen und sich herausfodern wollten, damit sie als herzhafte Leute bey Zeiten in ein Ansehen kämen: sie sezten auch ihr Vorhaben ins Werk, reißten, jedoch ohne Sekundanten, des andern Tags fort, und machten sich am dritten Orte lustig: um aber die Universität von ihrem blutigen Handel zu überzeugen, verbanden sie ihre unbeschädigte Gliedmaßen mit starken Bandagen und hüteten zum Schein ihre Zimmer. Ein anderer furchtsamer Akademie-Ritter wurde herausgefodert, und konnte doch die Ausfoderung nicht ausschlagen, um sich keinem Gespötte auszusezen; Sie bestimmen sich also die Zeit. Wie wird sich der gute Ritter helfen? Er bestellt auf die abgeredete Zeit den Pedellen, und wikelt sich durch diſe List von dem verdrießlichen Handel los.

Diſes ist bey nahe der einzige Fall, in welchem sich die Studenten verstellen, wenn sie nemlich keine Herzhaftigkeit haben. Sonst

muß ich es ihnen nachsagen, daß sie, biß zur Ausschweifung, offenherzig sind. Sie sind in einem unreifen Alter sich selbst überlassen; niemand untersagt ihnen ihre Fehler mit Nachdruk; den Professoren steht es nicht an, um die Sitten der Zuhörer ängstlich bekümmert zu seyn, wann nur der Pursche bezahlt, und sie nicht beleidigt; der Kostherr schweigt, sonst verändert er die Kost; und der Bürger erhebt ihn bis zum Helden, weil er von seiner Verschwendung lebt; er findet mithin so gar nicht nöthig, sich zu verstellen, daß er vielmehr seine Thorheiten und Untugenden vor anständige Unterscheidungs-Zeichen ansieht, womit er sich, auf Unkosten seines künftigen Glüks, über die einfältige Sittsamkeit und pedantische Gelehrsamkeit stolz erhebt. Kaum aber sind die Universitäts-Jahre vorbey, als er, wie von einem starken Rausch, aufwacht, und die Schwäche seiner Kräften empfindet. Nun bildet sich in dem verrükten Gehirne der erste vernünftige Gedanke, daß man etwas verstehen müsse, wann man in der menschlichen Gesellschaft ein nüzliches Mitglied seyn wolle: es ist ihm also kein Mittel übrig, als sich zu verstellen, als ob er etwas gelernt hätte: und da sollte man kaum glauben, daß der Mensch fähig wäre, von der grösten Offenherzigkeit zur gänzlichen Verstellung, und also gleichsam mit einem Schritt von einem

Aeuß-

Aeuſſerſten zum andern zu ſchreiten. Die Verſchiedenheit der Verſtellungs-Künſte bey einem ſolchen Menſchen nach dem ganzen Umfang herzuſezen, wäre theils zu weitläuffig und faſt unmöglich, theils aber habe ich ſie oben ſchon angezeigt.

Eraſt iſt etliche Jahre auf Reiſen geweſen; als er nun wieder zurük nach Hauſe gekommen, und ein Amt angetreten, ehe er volljährig ware, ſo ſollte, nach den Geſezen, der Pfleger diſes minderjährigen Herrns bey denen obervormundſchaftlichen Räthen die Rechnung ablegen; allein Eraſt iſt zu edelmüthig, als daß er den Pfleger denen Verdrießlichkeiten, welche gemeiniglich mit ſolchen Geſchäften vergeſellſchaftet ſind, ausſezen ſollte, und bittet lieber ſeinen König, ihm die Volljährigkeit zu ſchenken, damit er ſich ohne Weitläuffigkeiten das Vermögen von ſeinem Pfleger übergeben laſſen, und ſelbſt mit demſelben abrechnen könnte. Iſt Eraſt nicht recht grosmüthig? Nein, das läßt er ſich nicht nachſagen: er hat es nur für unnöthig angeſehen, der vorwizigen Welt kund zu machen, wie viel Geld das Reiſen einen galanten Menſchen koſte.

Aſtura hatte vier Töchtern. Ihren Kindern eine gute Verſorgung zu verſchaffen, gibt ſie der erſten Tochter bey ihrer Verheyrathung

rathung an einen angesehenen Mann vier tausend Thaler mit. Jedermann maß ihr Vermögen nach der Verhältniß diser Mitgabe ab, und schäzte sie vor eine Frau von sehr grossen Reichthümern. Diſe viert tausend Thaler reizten einen andern vornehmen Mann, daß er die zweyte Tochter zur Ehe begehrte, und also lokte sie auch denen beeden jüngern Töchtern die beste Parthien herbey, und gab jedem Kind ohne Anstand 4000. Thaler zum Heyrathgut. Wie nun ihre Kinder gut versorgt waren, so entdekte sie den Tochtermännern erst ihre List, welche aber zu stolz und zu grosmüthig gewesen sind, als daß sie eine Mutter hätten Noth leiden lassen, die sich aus Liebe vor ihre Kinder so sehr entblöset hatte; dann mit der lezten Tochter gab sie auch ihre lezte 4000. Thaler her.

Scultra hat es anders gemacht: bey allen Gelegenheiten hat sie auf die böse Zeiten geschimpft und über ihre kümmerliche Umstände bittere Klagen geführt. Da sie es selbst sagte, so zweifelte man nicht, daß es ihr hart gienge. Ihre Töchtern waren gute artige Kinder; allein eine stündlich verzweifelnde Schwiegermutter mochte auch niemand gerne haben: Ihre Mädgen blieben also ledig, und wurden mit der Mutter alt. Endlich starb sie und hinterließ ihren beeden Töchtern ein Vermögen von achtzehen tausend Thalern.

Nun

Nun ſind ſie noch immer unverheyrathet, weil ſie über die ſchöne Jahre hinaus ſind. Sie ſind zu vernünftig, daß ſie einen Mann nähmen, der nur auf ihr Vermögen das Abſehen hat, und ſie nicht auch aus Neigung heyrathet; und einen Mann zu gewinnen, wie ſie gern einen hätten, dazu ſind ihre Reize nimmer mächtig genug. Wie glüklich würden ſich diſe Kinder verheyrathet haben, wann Strikta, ihre Mutter, nur halb ſo viel vor ſie beſorgt geweſen wäre, wie Aſtrea vor die ihrige.

Vor denen Eheberedungen pflegen gemeiniglich ſtarke Geſchenke vorherzugehen, welche der Liebhaber macht, um das Herz ſeiner Geliebten zu gewinnen: und wann der Verſpruch endlich zum Stande kömmt, ſo folgen erſt noch gröſſere Beſchenkungen nach, welche ein Beweis von der Neigung und Achtung des Bräutigams gegen ſeine Braut ſeyn ſollen. Wann die Geſchenke ein Verhältnis mit den Einkünften und Vermögens-Umſtänden deſſelben haben, ſo mag es immerzu geſchehen: woferne ſie aber das Maas allzuſehr überſchreiten, ſo ſollten ſie nach meinem Erachten, ein Nachdenken verurſachen: dann, entweder iſt er ein ſchlechter Wirth, und geht verſchwenderiſch mit dem Seinigen um, oder er macht gar Schulden, und bezalt ſie mit dem Heyrathsgut. In beeden

Fäl-

Fällen verspielt die künftige Frau, wann sie bey ihren Geschenken auch noch so viel zu gewinnen hoft. Wer wahre Absichten hat, und edel zu denken gewohnt ist, wird gewiß zu großmüthig seyn, als daß er sich mit vielen Geschenken die Gegenliebe erkauffen sollte: ist aber sein Gegenstand so eitel, daß er sich nicht entschliessen kan, einem edelgesinnten Mann ohne ein dichtes Gefolge von Verehrungen ihre Hand zu geben, so wird diser gewiß Ursache haben, dem Himmel zu danken, daß er ihn von einem so eitlen Geschöpfe befreiet hat.

Nicht minder groß ist die Eitelkeit des schönen Geschlechts, wann es durch übertriebene prächtige Vermälungs-Gastereyen ihrem jungfräulichen Ruhm ein ewiges Denkmal zu stiften sucht. Um sich einen unsterblichen Nahmen bey ihren Gespielinnen zu machen, um eine allgemeine Sage in einer ganzen Stadt zu erweken, um die schmeichelhafte Zuruffungen des Gesindes und anderer eigennüziger Personen zu gewinnen, zalen sie an ihrem Ehrentag etliche hundert Thaler vor die Satyren der vernünftigern, da sie, unter Ersparung zweyer Drittheile an ihren aufgewannten Kosten, mit dem dritten Theil den Beifall derselben erhalten haben würden. Eine mittelmäsige Anzahl wohlgewählter Schüsseln mit einer gut bestellten Musik auser der Stadt,

Stadt, kostet nur die Helfte Geld, und macht Jungen und Alten zehnmal mehr Vergnügen, als das elende gezwungene Gepränge in einer Stadt. Viele junge Ehleute würden gerne den Ueberfluß eines solchen Tages wieder zurükgenommen haben, wann es möglich gewesen wäre: sie hätten vielleicht ganze Monate davon leben können, da sie im Gegentheil den Stolz eines einzigen Tages durch eine sparsamere Einrichtung ihrer Haushaltung ein halbes Jahr lang büssen müssen.

In den Ruf eines reichen Mannes zu kommen, hat schon ein mancher verschiedene Blendwerke gemacht. Einer der gemeinsten Wege ist wohl diser, daß man Geldsummen aufnimmt und diselbe seinen Gläubigern verzinnset, hingegen Güter davor kauft, oder vor sich Kapitalien davon anlegt; wer der Sache alsdann nicht recht auf den Grund sieht, schäzt einen Mann nur nach dem, was er hat, ohne zu wissen, was er darauf schuldig ist. Am Ende hebt sich gemeiniglich eine Nulle gegen der andern auf. Denen Handelsleuten ist in disem Stük am wenigsten zu trauen, weil sie oft durch einen einigen Fall um grosse Summen betrogen werden können, und oft wider ihr Verschulden ein Falliment machen müssen.

Eine jede Kanzley oder andere Verſammlung von herrſchaftlichen oder auch Commun-Dienern ernährt in ihrem Schooſe eine gewiſe Art von Perſonen, welche den ganzen Tag in ſchriftlichen Sachen blättern, welche ihren angewieſenen Poſten keine Stunde verlaſſen, und immerzu voll Nachdenkens mit Geſchäften auf und niedergehen, welche aber das Unglük haben, niemals fertig zu werden, und gemeiniglich andern ſehr zur Laſt zu fallen, weil ihre unermüdete Geſchäftigkeit nicht von einem Funken Urtheilskraft belebt, und, ohne die Hauptſache zu befördern, nur mit Nebendingen unterhalten wird. In ihrem Hauſe und bey andern Einfältigen betet man ſie indeſſen gleichwol wegen ihres Fleiſſes und Geſchiklichkeit, wie einen Abgott, an, und hält ihre Kollegen, die mit Behendigkeit und Verſtand weit nüzlicher, als ſie, arbeiten, vor Müſſiggänger.

Denen Städten traut man ſonſten nicht ſo viel Religion zu, als denen Dörfern, weil man in den erſtern mehrere Gelegenheit zu ſündigen hat, und weniger beſorgen darf, entdekt und geſtraft zu werden. Da aber in derjenigen Stadt, worinnen ich mich aufhalte, alle Sonn- und Feyertäge die Kirchen von Zuhörern ganz voll ſind, ſo könnte man bald denken, diſe Stadt wäre eine Ausnahm von andern Städten, in denen man ſich um den Got-

Gottesdienſt nicht ſo eifrig bekümmert. Was meine Verwunderung in diſer Stadt vermehrte, das waren die ſehr viele junge Leute, aus welchen ſolche fromme Verſammlungen beſtunden. Nachdem ich aber genauere Beobachtungen anſtellte, ſo nahme ich wahr, daß es nicht Geſang und nicht Predigt ſeye, dem ſie ſo begierig nachlieſſen, ſondern eine brennende Luſt, anders zu ſehen, und ſelbſt geſehen zu werden. Denen Ohren machte man nichts zu ſchaffen, hingegen deſto mehr denen Augen, womit man an denen Kleidungsſtüken der andern ganz ſorgfältig und öfters mit neidiſchen Bliken herumwanderte; man ſtieß die Köpfe zuſammen, und beſtellte ſich zu einem Beſuch oder zum Spaziergang, oder läſterte über die andere: kurz ich habe mit Befremdung bemerkt, daß man bey der Beſuchung des Hauſes Gottes der erſten und wahren Abſicht verfehle, und daſſelbe zu Eitelkeiten mißbrauche. Schöne Kinder werden nicht leicht diſe Gelegenheit verſäumen, die Leidenſchaften des ernſthaftern Geſchlechts rege zu machen, und ihrem Puz und Anſehen durch daſſelbe einen angenehmen Zoll entrichten zu laſſen. Warum war dann **Pulcherie** geſtern nicht in der Kirche? Sie gibt aus, als ob ſie Kopfſchmerzen gehabt hätte, ihre gute Freundin aber ſagte mir, daß es ihr zu ihrer Kleidung an weiſſen Schuhen gefehlt ha-

habe, mit denen ihr Schuſter auf den geſtrigen Tag nicht eingehalten, der vielleicht geglaubt hat, es werde ſie diſes Paar Schuh von der Kirche nicht abhalten, weil ſie noch mit ein Duzend Paar andern verſehen iſt.

Dorotheen ſagte ihr verrätheriſcher Spiegel, daß die Haare über ihrer Stirne nicht pünktlich genug gekräuſelt ſeyen: alle Urſache von der Welt, von der Kirche wegzubleiben. Liſette glaubt, daß ſie zur Halbtrauer einen andern Kopfzeug haben ſollte, und Mariane weiß nicht, ob ſie bey der rauen Frühlingswitterung den Pelz oder den Windfächer wälen ſolle? In diſem Zweifel bleiben ſie lieber zu Hauſe.

Mit dem Spazierengehen iſt es faſt eben ſo beſchaffen: der eigentliche Zwek davon iſt die Bewegung des Körpers, welche erfordert wird, den Menſchen geſund zu erhalten, und jedermann wird diſen Vorwand angeben, wann man ihn um die Urſache ſeines Spaziergangs befragt. Hingegen die meiſte, wenigſtens junge Leute, haben einen andern Beweggrund, und zwar eben denjenigen, welchen ſie auch beym Kirchengehen haben, nemlich um ſelbſt zu ſehen, und ſich ſehen zu laſſen.

Wann der Eigenſinn einiger weniger Perſonen, die bey einer Stadt in Anſehen ſind, einen

einen gewiſen Spaziergang einmal erwählt hat, ſo ziehen ſie gemeiniglich eine groſſe Menge anderer nach ſich, die ſich in ſtarker Geſellſchaft allen Unbequemlichkeiten des übelgewählten Wegs ausſezen, und ſich im Angeſichte der Thoren, lieber von der Sonne verbrennen laſſen, als daß ſie unbemerkt und im Schatten giengen. Wer iſt der artige Menſch, der mit langſamen Schritten ſo nachdenkend und alleine ſeitwarts geht, und an den groſſen Verſammlungen keinen Antheil nehmen will? Iſt es nicht Moriz? Ja wahrhaftig der iſts. Es iſt doch wirklich was beſonders, daß ein ſo belebter Menſch, wie Moriz, heute die Welt flieht. Plagt ihn die ſchwarze Galle, oder iſt er zu vernünftig, auf unbeſchatteten Wegen zu wandeln? Ich will ihm doch von ferne folgen. Er zieht ein Buch heraus, und blättert es durch, ohne darinnen zu leſen, er ſchiebt das Buch wieder in die Taſche: nun geht er einen ſchmalen Weg, der zu einer Heerſtraſſe führt; er läuft immer weiter und kömmt zu einem Plaz, aus welchem er die groſſe Straſſe überſehen kann, ohne daß man ihn gewahr wird; er zieht ein Perſpektiv heraus und beobachtet die Vorübergehende; nun ſtekt er das Fernglas ein, nimmt ſein Buch zur Hand, legt ſich an einen Raſen, und lieſt mit der gröſten Aufmerkſamkeit: kaum hat er ein Blatt geleſen,

ſo nähert ſich ſchon eine Geſellſchaft, die ihn kennt, und ihn erſchrekt; Moriz fährt auf, ſchaut denen Anweſenden verwirrt ins Geſichte, und endlich erkennt er ſie; er ſtekt daher ſein Buch ganz nachläßig ein, bittet wegen ſeiner Verwirrung hundert tauſendmal um Vergebung, und erſucht ſie um die Erlaubnis, ſie begleiten zu dörfen. Nun verwundere ich mich nicht mehr über die beſondere Handlungen und Aufführung Morizens. Der ſchönen Louiſe zu lieb hat der liſtige Menſch diſen Schäferſtreich gemacht.

Man kan es oft nicht begreiffen, wie beſonder zuweilen der Geſchmak des ſchönen Geſchlechts iſt, wie vielfältig ſie denſelben verändern, und wie ſeltſam und widerſprechend bey vielen ihre Aufführung iſt, es ſeye dann, daß man ihre angebohrne Neigungen, die Art ihrer Erziehung und die Sitten ihrer Landsleute aus dem Grund kenne.

Würde Sylvan, ein ehrlicher Junker auf dem Lande, von gutem Ruf, diſes bezaubernde Völkgen beſſer gekannt haben, ſo hätte er entweder ihre Geſellſchaft vermieden, oder mir ſeine Noth nicht geklagt. Denken Sie, hub er an, drey Frauenzimmer, mit denen ich ſeit vielen Jahren ſehr wohl bekannt ware, und welche bey allen Geſellſchaften eine Achtung vor mich bezeugten, vergaſſen eines

nes Tages meiner ganz und gar. Sollten Sie diſes wohl glauben können? Ich will Ihnen die Begebenheit erzählen. Meine drey Fräulein bekamen Luſt, die geſchmakvolle Schauſpiele und andere Feyerlichkeiten anzuſehen, welche ein benachbarter Fürſt auf ſein Geburtsfeſt gab; ſie erſuchten mich alſo, ſie zu begleiten. Wie konnte ich diſen ſchönen Kindern diſe Gefälligkeit abſchlagen? Ich fuhr mit ihnen, und wir machten uns unterwegs nach Gewohnheit luſtig, bis wir endlich bey dem Fürſtlichen Hoflager anlangten. Wir ſtiegen an einem der beſten Gaſthöfe ab, und lieſſen uns ein Zimmer einräumen. Kaum hatten wir uns von der kleinen Reiſe erholt, als ſchon eine Menge bekannter und unbekannter Perſonen mit ſchimmernden Kleidern um die Schönheiten herumflatterten, und ihnen ſo einfältige Dinge vorſchwazten, daß ich, meiner geſunden Vernunft zu gefallen, auf die Seite gieng; ich weiß zwar wohl, daß meine Fräulein die Armſeligkeit von dem Wize diſer galanten Herren genau einſahen; allein ſie hatten vornehme Aemter und prächtige Kleider, und diſe waren mächtig genug, ihre thörichte Einfälle erträglich zu machen. Sie hielten ſichs zur gröſten Ehre, von ſo vornehmen Herren in das Schauſpiel begleitet zu werden; nach mir ſahe man ſich nicht um, und ich glaube, daß ihre Kammerjungfern,

ſern, wann ſie uns begleitet hätten, zu ſtolz geweſen wären, ſich an meinen landjunkerlichen Arm anzuhängen. Endlich gelangten wir in den prächtigen Opernſaal. Von dem Parterre und von den Logen her bekamen meine Damen häuffige Komplimenten, und einer um den andern bezeugte ſeine Hochachtung gegen ſie in unſerer Loge; und nun merkte ich erſt, daß ſie bekannter am Hofe waren, als ich mir vorſtellen konnte. Weder meine Damen noch ihre Verehrer wollten mich bemerken, und ich machte eine ſo erbärmliche Figur, als ob ich geſtohlen hätte. Nach geendigter Opera kamen wir, in Geſellſchaft der vergoldeten Höflinge, wiederum glüklich in unſerm Gaſthofe an, die ſich aber bald wieder beurlaubten, und, unter Anwünſchung einer glüklichen Rükreiſe, uns verlieſſen.

Nun war ich auf einmal wieder der Hahn im Korb: alle lieffen auf mich zu und zankten mit mir, daß ich ſo unaufgeräumt ſeye, und ſuchten mir weiſe zu machen, daß es recht unartig an mich geweſen ſeye, daß ich ſie bey Beſuchung des Schauſpiels verlaſſen habe, und recht hochmüthig, mit ihrer Verachtung, ganz allein gegangen ſeye. Habe ich nicht Urſache, fuhr Sylvan fort, über diſe Beleidigung verdrießlich zu ſeyn? Solle ich zum Werkzeug dienen, eitele Frauenzimmer, auf Koſten meiner Geſundheit und Ehre,

re, in ihren vermeintlichen Glanz und Hoheit zu ſezen? Was rathen Sie mir, mein Freund, wie ſolle ich mich in Zukunft gegen ſie verhalten? Ich wußte ihm nichts zu antworten, als: mein Herr! ſo machen es alle ſchöne Kinder; nur treibt eines die Eitelkeit weiter, als das andere. Aller äuſſerliche Glanz nimmt ſie ein, alles betet ſie an, ſie ſind zu flüchtig und haben zu wenig Erfahrung, das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden. Iſt Ihnen an der Gewogenheit diſes verführeriſchen Geſchlechts gelegen, ſo richten Sie ſich nach ihrer Schwäche, und machen Sie den galanten Menſchen. Sind Sie aber zu ernſthaft dazu, ſo verlaſſen Sie ſie in ſolchen Fällen, ſonſt werden Sie bey aller ihrer Vernunft, lächerlich.

Der Menſch iſt zur Geſellſchaft gebohren. Wer die Geſellſchaft flieht, iſt entweder ſich ſelbſt oder der ganzen Welt feind. Doch muß man bey Erwählung dererjenigen, mit denen man umgeht, alle Behutſamkeit anwenden; dann gleichwie eine gute Geſellſchaft dem Menſchen zum Verwahrungs-Mittel wider die Krankheiten der Seele und zur vernünftigen Aufmunterung dient, ſo iſt im Gegentheil eine ſchlimme Geſellſchaft der Seele eine Peſt, die ſich mit dem gänzlichen Verderben des Menſchen endigt.

Die eigentliche Beſtimmung guter Geſellſchaften iſt ſehr ſchwehr, weil die Gedenkungsarten der Menſchen, ihre Leidenſchaften, ihre Meinung von dem Wohlſtand, überhaupt aber ihre Grundſäze ſo verſchieden ſind, und ſich gemeiniglich überall gerne Vorurtheile einſchleichen, die öfters die beſte Abſichten mit einem heimlichen Gift beſprizen, und, umgekehrt, denen Schlimmen das Wort reden. Wann viele rechtſchaffene Perſonen beyſammen ſind, oder, wann wenigſtens die vernehmſte der Geſellſchaft Perſonen von einer wahren Ehrliebe ſind, ſo darf man ſich keinen verhaßten Begrif von ihrer Art zu reden und zu handeln machen; allein im verkehrten Falle wird niemand gerne vor Unordnungen ſtehen wollen.

Es iſt eine ſichere Anmerkung, die man macht: daß man denjenigen, den man aus ſeinen eigenen Handlungen nicht recht erkennen kan, aus der Geſellſchaft erkennen könne, die er vor andern liebt, und fleißig beſucht. Man kan freylich die Gelegenheiten nicht allemal vermeiden, welche einen in üble Nachreden ſezen können, wann Perſonen von einem zweydeutigen Charakter ſich in der nemlichen Geſellſchaft befinden. Zuweilen geſchieht es, daß man Perſonen wegen ihrer Aufführung im Verdacht hat, welche in ihrem Betragen ganz untadelhaft ſind, nur, weil ſie vielleicht

einen

einen ungezwungenen Umgang dem knechtischen Zwang vorgezogen haben; und diſe Art von Perſonen iſt zu Geſellſchaften gemeiniglich die tauglichſte. Oft iſt es nur der Neid und die Verleumdungsſucht, daß man belebte Perſonen wegen der Aufführung verdächtig zu machen ſucht; doch ſey ihm, wie ihm wolle, ſo wird ein Menſch allemal klug handeln, wann er ſich mit ſolchen Perſonen nicht zu viel abgibt. Er hat zwar nicht nöthig, die Wahl ſeiner Vergnügungen nach dem Urtheil des Pöbels vorzunehmen, ſonſt würde er wegen den widerſprechenden Meinungen deſſelben in einer ewigen Unentſchlüſſigkeit leben müſſen; Allein bey gar zu ſtarken Vorurtheilen iſt er doch der gemeinen Sage einige Achtung ſchuldig, ſonſt rächt ſich dieſelbe gewiß an ihm.

Die vornehmſte in einer Verſammlung ziehen allezeit die Aufmerkſamkeit der andern an ſich, und man richtet nicht ſelten ſeine Reden und Handlungen nach den ihrigen ein, weil man in dem vorgefaßten Wahn ſteht, es ſeye alles vortreflich an ihnen. Der vernünftige Theil von den Anweſenden ſieht freylich die Mattigkeit eines Gedankens oder die Ungereimtheit einer Handlung von einem Vornehmern alsbald ein, und wird die Fehler der Größern nicht leicht nachahmen; allein der ſchwache Bruder iſt zu bedauren, der die Gabe zu unterſcheiden noch nicht hat.

Ich habe einen Menschen gekennt, der nicht im Stande gewesen ist, von der geringsten Sache ein Urtheil aus sich selbst zu fällen, sondern was er urtheilte, das hatte er von dem Munde anderer; sie mochten die Sache alsdann verstanden haben, oder nicht, so sprach er ihnen nach. Eben so äfte er sie auch in ihren Manieren und Handlungen; und da konnte man mit Vergnügen die Abwechselung sehen, wie er bald den gesezten Staatsmann, bald den muthigen Feldherrn, bald den ungezwungenen Tänzer in einer einigen Viertelstunde, doch gemeiniglich sehr unglüklich, nachahmte.

Wer in allen Handlungen und Bewegungen einen andern ganz kopirt, und die ihm natürliche Art zu handeln verläßt, der kömmt mir eben vor, wie ein Mensch, der die Schreibart eines guten Schriftstellers gänzlich nachahmen und die Natur seines Stils vom Grunde ausrotten will; oder auch, wie einer, der sein Temperament ganz auszutilgen und eine demselben entgegen gesezte Gemüthsbeschaffenheit zu erzwingen sucht; sie würden alle besser thun, wann sie ihrem Naturel auf dem Fusse nachgiengen, und, was daran zu bessern ist, auf eine geschikte und sorgfältige Weise verbesserten.

Wann der Vornehmste in einer Gesellschaft ungesittete und zottenmäsige Handlungen

gen

gen begeht, ſo iſt er entweder von ſchlechter Herkunft ohne Erziehung, oder er hat das niederträchtigſte Gemüth, oder er iſt im Kopfe verrükt, oder er hat diſe Eigenſchaften beyſammen. **Pandolph** vergißt in allen Geſellſchaften, daß er eine artige Frau zu Hauſe hat; er ſcherzt mit den Weibern, küßt die Mädchen, iſt wizig wie die Kutſcher, kindiſch, und muthwillig wie ein Schüler, flucht wie ein Reuter, glaubt keine Offenbarung, und zweifelt an der Hölle; doch halten ihn viele vor einen Mann von ſtarkem Wiz und vor den angenehmſten Geſellſchafter.

Neulich las ich ein Verzeichnis durch, worinnen die Nahmen der Gutthäter angemerkt waren, welche denen unglüklichen Einwohnern einer abgebrannten Stadt einen milden Beitrag zu Wiederaufbauung ihrer Häuſer gethan haben. Weil nun auch die Summe dieſer Beiträge bey jedem insbeſondere beigeſchrieben ware, ſo verwunderte ich mich gar ſehr über die Freigebigkeit der haushälteriſchen **Regine**. Mein Herr! antwortete mir der Einbringer, bey einem vormaligen Brand hat ſie ſehr wenig gegeben, weil es wenige Leute erfahren haben; da aber diß-mal Deputirte mit einem offentlichen Verzeichniß der Beitragenden herumgiengen, ſo wollte ſie auch vor barmherzig angeſehen ſeyn, und überließ dem Ehrgeiz den Triumph über

ihre Geldliebe. Das ist nicht so übel, dachte ich bey mir selbsten: in diser Stadt richtet man den menschlichen Leidenschaften, wie die Rattenfänger dem Ungeziefer.

Das Spielen ist heutiges Tages eine der gewöhnlichsten Ergözlichkeiten. Wann man in Gesellschaften nichts mehr zu sprechen weiß, so nimmt man seine Zuflucht zum Spiel. Es ist so weit gekommen, daß man einen nicht mehr vor belebt und artig hält, der nicht spielen kan. Wann man keine Gewohnheit daraus macht, und die Gewinnsucht verbannt, so wird ein Spiel erträglich.

Hazardspiele sollten ganz verbannt werden, dann sie haben noch nichts gutes gebracht, hingegen tausenderley Unglük angestellt: sie sind im Stand, alle böse Leidenschaften in einem Menschen zu erregen.

Wer vom Spiel lebt, oder ein sogenannter Spieler von Profession ist, ladet den Argwohn auf sich, daß er entweder ein Betrüger oder ein Tagdieb seye: wenigstens kan er kein Menschenfreund seyn, weil er sich Einkünfte auf eine unrechtmäsige Art macht, und sein Glük auf das Unglük anderer aufbaut.

Wann die Gewohnheit jemals ihre Herrschsucht bis zur Wuth getrieben hat, so ist es gewiß bey dem Spiel geschehen. Sie hat schon den würdigsten und brauchbarsten

Mann

Mann in der Folgezeit zum Nichtswürdigen gemacht.

Am allermeisten aber verwundere ich mich, daß es Männer gibt, die in ihrem Amt ehrlich und redlich, und in ihrem ganzen Betragen aufrichtig sind, jedoch aber die heßliche Gewohnheit an sich haben, im Spielen kleine Vortheilhaftigkeiten auszuüben. Man hat mich versichern wollen, daß recht liebenswürdige Personen, so bald die Gebung der Karte, nach der Reihe, an sie komme, einige Hauptkarten zusammen zu lesen, und, mittelst einer künstlichen Mischung auf ihren Haufen zu bringen wissen.

Ich habe mir erzälen lassen, daß man an einem gewisen Hofe die Kunst habe verstehen müssen, auf eine anständige und galante Art grosse Summen an die Damen zu verlieren, wann man sich habe emporschwingen und wichtige Ehren-Posten davon tragen wollen. Dises Kunstgrifs bedient man sich auch im Kleinen, wann man sich jemand geneigt machen will.

So sehr sich auch der Mensch die Mühe nimmt, in seinen Handlungen sich zu verstellen, so zeigen sich doch gewise Gelegenheiten im menschlichen Leben, da der Mensch gleichsam überrascht und von einer Leidenschaft übermannt wird, ehe er sich in eine Gegen-

ver-

verfassung sezen kan, und auf dise Fälle muß ein Mensch, der die Welt kennen lernen will, sehr aufmerksam seyn. Das Spielen ist eine von disen Gelegenheiten; doch muß man nicht nur ein oder zweymal, sondern öfter mit einem spielen. Der Mensch muß sicher seyn, und nicht wissen, daß ihn jemand bemerke, wann man seine wahre Neigungen erforschen will.

Bey allen Aemtern ereignen sich hundert Fälle, daß man anders denkt, als man handelt. Es kan auch öfters nicht anders seyn.

Ein Beamter muß Amts halber vieles thun, das er sonst unterlassen würde.

Der sanftmüthigste muß oft, mit Widerspruch seines Herzens, zu Beibehaltung des richterlichen Ansehens, wüten, wie ein Tiger, und der Tollkühnste kleidet sich aus Staatsabsichten in ein Lammsfell. Kurz, man verstellt sich Pflichten halber; und alsdann kan die Verstellung verzeihlich seyn: So bald man aber seine eigene Leidenschaften einmischt, so wird die Handlung schimpflich.

Mir sind ehrliche Leute bekannt, die ihrem Fürsten mit allem Eifer gut haushalten, und doch von andern für schlechte Haushälter angesehen werden, weil sie in ihrem Haus keine gute Wirthe sind. Andere hingegen haben daheim vortrefliche wirthschaftliche Einrichtun-

richtungen, daß man glauben sollte, sie würden im Grossen es auch also machen, und ihrem Fürsten mit vielem Nuzen dienen; allein weit gefehlt. Sie schaden ihm, und bereichern sich. Nichts destoweniger hält man sie vor die beste landesherrliche Wirthe.

Die Begierde etwas zu erwerben und sich ein Eigenthum zu verschaffen, ist fast in allen menschlichen Herzen verbreitet, und man hat angemerkt, daß sie wachse, je mehr der Reichthum zunimmt: Wer wird es also denen Cassierern verdenken, daß sie endlich unersättlich werden. Bey kleinen Cassen sind die Versuchungen natürlicher Dingen nicht groß, und mithin auch leichter zu überwinden, als bey Haupt-Cassen. Allein wer wird mit kaltem Blut jährlich eine so ungeheure Menge Gelds durch seine Hand und Verrechnung gehen lassen, ohne zu wünschen, daß er auch einen Theil davon besizen möchte? Man seze sich in die Stelle eines so glüklichen Mannes, und prüfe sich. Werden nicht neune heißhungerig nach einem solchen Posten seyn, bis der zehnte aus Ehrlichkeit und Großmuth ungerührt bleibt?

Aber wie will ein Cassierer eine Casse ohne Gefahr zu seiner Bereicherung benuzen, da er wohl weiß, daß niemand gerne viel von freyen Stüken von seiner Foderung zurük läßt, und ihm jedermann seinen Vortheil

mißgönnt? O da kan sich ein verständiger Mann schon helfen. Geht es mit denen Zalungen richtig, und sind die Cassen mit keinen Schulden beschwehrt, so ist es zwar nicht so leicht, wichtige Schäze zu heben: doch läßt sich mit Eintauschung alter Schuldenfoderungen, mit heimlicher Ausleihung der vorräthigen Cassengelder und Verwechslung der Geldsorten noch etwas machen. So bald aber die Cassen nimmer zureichen, alle Foderungen zu bezalen, alsdann blüht erst das grosse Glük des Rentierers: dann da sieht es in seiner Wahl, wen er gerne bezalen mag. Und wen wird er lieber befriedigen, als den, der ihm die Finger vergoldet? Eine Hand wascht die andere. Wer den Handel recht versteht, wann er bey einer Casse zu fodern hat, der macht seine Rechnung so stark, daß er nach Abzug dessen, so er dem Rentmeister gibt, nicht zu kurz kömmt. Der Fremde und der Jud sind nüzliche Geschöpfe vor die Herren Cassierer. Sie sind verschwiegener, als die Landsleute, und haben überhaupt mehr Lebensart, weil sie unverschämter sind. Doch macht dises den Cassierverwalter noch nicht reich. Wann er zu beträchtlichen Reichthümern gelangen will, so muß er seine Hand in allem haben: Er errichtet ein Wein- und Frucht-Lager, und steht noch mit andern in ihren verschiedenen

Ge-

Gewerben in der Stille an. Braucht nun die Herrschaft Wein oder andere Waaren, so hält er sich an die, welche mit ihm in Gesellschaft stehen, bezahlt sie reichlich, und theilt das Geld mit ihnen. Hat ein Handwerksmann oder ein anderer eine Foderung, so gibt er ihm zu verstehen, daß er ihm helfen könne, wann er Frucht oder Wein davor von ihm nehme, weil er izt keinen Heller in der Casse habe; was will der arme F*** anfangen? Er stekt, und nimmt lieber etwas, als daß er sich lange nachziehen läßt; der Herr Cassenverwalter aber nimmt das Geld ein, und macht so fort, bis sich am Ende grosse Summen von dem eingehenden Geld in seinen Händen befinden.

Daß der gemeine Mann auch feine Griffe im Kopf habe, und Handlungen begehe, die man nicht hinter ihm sucht, beweißt nachfolgende Geschichte. In einem gewisen Königreich wurde ein Mann aufgefodert, daß er eine starke Anzahl junger Bäume an einen bestimmten Ort zu Anlegung grosser Lustgänge liefern sollte. Da er nun zu Einkaufung derselben eine Vorausbezalung nöthig hatte, die ihm wegen des herrschenden Geldmangels aller Orten schwehr gemacht wurde, so verabredete er es mit einem Forst-Einnehmer, daß er ihme ein schönes Geschenk machen wolle,

wofern er nicht entgegen seye, wann man ihme in seinem Forst Holz vor Geld anweisen werde. Der Holzverwalter konnte es ihm bey seinen Anerbietungen nicht abschlagen. Der aufgestellte Baumlieferer wurde an eine erschöpfte Strafengefäll-Casse gewiesen, daß er sich aus derselben ein paar tausend Thaler vorausbezalen lassen solle: Er weiß schon, daß er kein Geld antrift: wie wird er sich aber dabey verhalten? Er geht zu disem Stabs-Beamten, und bringt ihm den Königlichen Befehl: natürlicher Weise erschrikt derselbe, weil ihm dise Ausbezalung gar dringend aufgegeben wurde. Der Baumlieferer liegt ihm wegen des Vorschusses an, und droht, die Lieferung wieder abzukündigen, wann er die zweytausend Thaler nicht zur Hand bekömmt. Der Beamte versichert ihn, daß es nicht möglich seye, und gibt ihm Anlaß zu einem andern Vorschlag. Das war es nun eben, was der Lieferer wollte. Er sagte also, daß er sichs gefallen lasse, wann man ihme in dem *** Forst vor die ganze Baumlieferung Holz anweisen werde. Wer war zufriedener, als der Beamte, weil er der Angst los wurde? Er machte auf der Stelle den Bericht, daß es seine Cassen-Umstände nicht erlauben, disen Mann zu bezalen; gleichwol aber zu Erreichung des gnädigsten Endzwekes eine andere Auskunft zu treffen seye, indem

er

er ſich mit Holz bezalen laſſen wolle: Man verlangte von dem Forſt-Einnehmer Nachricht, ob der Vorſchlag angenommen werden könne; Diſer meldete darauf, daß es gar wohl geſchehen könne; und plözlich ergieng der Befehl an ihne, daß er das Holz auf die berichtete Weiſe abgeben ſolle. Man war vergnügt, daß der thörichte Mann ſich mit Holz, ſtatt des Geldes, begnügen laſſen, und dachte nicht, daß er und der Forſt-Einnehmer noch bey diſem Handel ſechshundert Thaler gewonnen haben.

Bey Verpachtungen, Verleihungen und ſogenannten Admodiationen werden oft, zum Schaden eines Landes-Herrn oder des gemeinen Weſens, viele Betrügereien geſpielt, wann man nemlich, in Rükſicht auf die Erkänntlichkeit der Pachter, denenſelben eine gute Admodiation verſchaft, oder denenſelben bey erleidendem Verluſt eine Schadloshaltung, die man ihnen nicht ſchuldig iſt, zuwege bringt. Wann diſes ins Groſſe geht, was muß es da nicht abwerfen?

Leute, die einen unerſättlichen Ehrgeiz haben, wollen ihn oft befridigen, es mag ſie auch koſten, was es will. Ich habe öfters nicht begreifen können, wie Perſonen, denen es doch an Geſchike und Verdienſten nicht mangelte, eines Rangs oder Charakters oder eines andern kleinen Vortheils wegen, die

niederträchtigſte Handlungen haben begehen mögen. Um ihr Glüke bälder zu machen, haben ſie ſich einen Zutritt in den Häuſern derjenigen verſchafft, welche bey ihrem Herrn im Anſehen und in der Gnade waren, ſind beſtändig ihrer Meinung geweſen, ohne ihnen zu widerſprechen, haben ihnen unaufhörlich geſchmeichelt, ſie täglich ihrer unterthänigen Ergebenheit verſichert, und ſo gar Hausſchneiders-Dienſte bey ihnen verſehen.

Andere haben durch verſtellte Handlungen ihre Aemter erſchlichen, wie Pabſt Sixt der Fünfte.

Bey Erſezung der Aemter ſollen die Fähigkeiten dererjenigen, ſo ſich darum melden, genau geprüft und alsdann der würdigſte erwählt werden. Das geſchieht aber ſelten, weil die Welt mehr durch Leidenſchaften als durch die Vernunft regiert wird. Gemeiniglich iſt derjenige, ſo ein Amt bekommen ſoll, ſchon vorher darzu erwählt, ehe es zur wirklichen Wahl kommt. Der Vortrag eines Vorſizenden in denen Kollegien oder bey Gerichten hat einen groſſen Einfluß auf die Stimmen.

Bey dem ſogenannten Examiniren gehen auch ſehr viele Partheilichkeiten vor ſich, daß man unmöglich allemal eine ſichere Ueberzeugung von der Geſchiklichkeit oder Ungeſchiklichkeit desjenigen

gen haben kan, den man unterſucht hat. Wann man einem günſtig iſt, ſo darf man ihn nur leichte Dinge ausfragen, oder ihm vorher Nachricht geben, was man ihn fragen werde? Woferne man aber einem abgeneigt iſt, ſo wird man ihm hundert Fragen vorzulegen wiſſen, die er nicht beantworten kan, oder man führt ihn in eine Materie, wovon man weiß, daß er nicht genug darinnen bewandert iſt. Der erſte kan ein Schöps ſeyn und wird gerühmt, der andere aber iſt vielleicht ein geſchikter Menſch, und erhält doch ein ſchlechtes Zeugniß.

Eben ſo iſt es auch bey Commiſſionen, wann einer den Auftrag bekömmt, eines Beamten Handlungen zu unterſuchen. Iſt der Commiſſarius fein und geſchikt genug, ſo wird er im Stande ſeyn, bey der Menge von Geſezen, welche man täglich gibt, einem pünktlichen und ehrlichen Mann zu zeigen, daß er fehlen könne; iſt er aber dabey ein Menſchenfeind oder hat er eine perſönliche Feindſchaft, ſo bringt er ihn vom Dienſt, oder macht wenigſtens, daß er die Commiſſions-Koſten, und vielleicht noch eine Strafe, bezalen muß. Wann hingegen der Unterſucher an dem Unglük ſeines Nächſten keinen Gefallen hat, ſo wird er denjenigen, welchen er zu unterſuchen hat, wann anders von ihme keine offenbare ungerechte Handlungen began-

gen worden, durch unnöthige spizfindige Fragen nicht auf das Eis führen: ist er aber gar ein guter Freund von ihme und kein ehrlicher Diener seines Fürsten, so wird er seine Fragen so einzurichten wissen, daß er ihm auch bey groben Vergehungen durchhilft.

Man verwundert sich öfters, warum zwey Personen von einerley Temperament in einem und eben dem Falle ganz verschieden handeln? Hier muß man aber bemerken, daß unsere Handlungen nicht immerzu von unserer Haupt-Leidenschaft entspringen, sondern daß bey gewisen Umständen die Vernunft den Zügel ergreift. Bey einer andern Gelegenheit aber kan es geschehen, daß ganz verschiedene Handlungen bey Personen von ganz gleicher Gemüths-Beschaffenheit aus einer und eben der Leidenschaft entstehen. Wir wollen uns einen Fall bilden. In dem lezten Krieg wird es bey der Kayserl. Königl. Armee gewiß viele Obristen gegeben haben, welche eine so zärtliche Empfindung vor ihre Ehre gehabt und ein eben so starkes Verlangen zur Hoheit in sich empfunden haben, wie der General Daun: Wir wollen nun sezen, einer diser Obristen habe mit dem General Daun ein ganz gleiches Temperament in allen Stüken gehabt, und nun wollen wir disem Obristen das Commando über das ganze Kriegsheer geben. Wie meinen Sie, daß er sich

dabey

dabey verhalten werde? Glauben Sie, daß er zaudern werde, wie Daun? O nein. Ich versichere Sie, daß er die erste bequeme Gelegenheit ergreiffen wird, der Welt seinen Muth zu zeigen, und sich einen unsterblichen Nahmen durch starke Niederlagen zu machen. Wissen Sie aber auch, warum Daun so stille sizt, und der Obriste so hizig darein geht? Daun ist schon bekannt genug und hat alle Ehre, die er nicht gerne wieder verliert: allein von dem Obristen weiß die Welt noch nichts, und dißfalls muß er alles wagen; er mag alsdann gewinnen oder verlieren, so redt man doch von ihm.

Will ein General recht berühmt werden, so gehört allerwenigstens ein Opfer von zehentausend Hälsen dazu: aber hernach ist er auch gewiß ein grösserer Mann, als jener, der durch kluge Rathschläge in seinem Kabinet zwanzig tausend Menschen das Leben erhält; dann dise Handlung fällt nicht in die Augen, und ist also auch von keiner Wichtigkeit.

Die Gesandte und andere grosse Männer haben öfters unter ihrer Dienerschaft die geschikteste Köpfe, welche sie bey Gelegenheiten mit guten Vortheil gebrauchen können, und ich weiß verschiedene Staatsmänner, welche vormals die Lieberey ihrer Beförderer trugen; dann es ist eine Maxime, gelehrte

Leute unter einen Bedienten-Rok zu verstekken, damit sie in diser Kleidung desto geschikter seyn mögen, die Heimlichkeiten anderer auszukundschaften, weil man ihrer nicht achtet.

Ist es jemals löblich, sich in seinen Handlungen zu verstellen, so ist es gewiß alsdann, wann die Eltern vor den Kindern ihre schlimme Seite verbergen. Man kan es kaum glauben, was die Beispiele der Eltern vor einen Eindruk in die Herzen der Kinder machen. Alte Schriftsteller haben es schon gesagt, daß man den Kindern die gröste Achtung schuldig seye. Die Kinder ahmen alles nach, das Gute und das Böse. Es ist also sehr viel daran gelegen, daß man den Kindern mit guten Handlungen vorleuchte, weil man sich nach den Sitten derjenigen Gesellschaft bildet, in welcher man so lange ist. Wann sich die Eltern gar keinen Zwang anthun, und es ihnen gleichgültig ist, was sie in Gegenwart ihrer Kinder reden, oder wie sie handeln, so müssen sie sich auch gefallen lassen, daß sie beyzeiten Verdruß erleben, und zulezt alle Hochachtung verlieren.

Hochzeiten und Tauffen müssen öfters dazu dienen, Heyrathen einzufädeln. Man bittet Leute zu disen Gelegenheiten, mit denen man eigentlich in keiner Verbindung steht, man ersucht sie, daß sie mögen den Seegen

erbe-

erbeten helfen; man beredt ſie, daß man ein beſonderes Vertrauen zu ihnen habe, und doch iſt es ſolchen Perſonen um diſes alles nicht zu thun, ſondern ihre Abſicht geht auf eine Verkuppelung. Zuweilen iſt es jungen Leuten ſelbſt daran gelegen, daß ſie bey Hochzeiten und Tauffen einander ſehen und ſprechen. Damit nun die Einladung des einen Theils, welcher mit dem Braut-Paar oder der Frau Wöchnerin nicht bekannt iſt, mit guter Art geſchehen möge, ſo denkt man nur auf eine Schein-Urſache, die dazu bewogen hat. Das Geſinde wird hiebey auch gebraucht, um den Anlaß zu ſo angenehmen Zuſammenkünften unter der Hand zu geben.

Bey offentlichen Verkäuffen, oder, wie man ſie im gemeinen Leben auch ſonſten zu benennen pflegt, bey Auktionen, kan ein aufmerkſamer Beobachter eine groſſe Menge von Handlungen wahrnehmen, die ſich mit blauem Dunſt bezeichnen. Käuffer und Verkäuffer ſäumen ſich nicht, ihren Vortheil ſo gut zu machen, als ſie können. Leztere ſind zwar verbunden, verpflichtete Perſonen zu ihren Verkäuffen beyzuziehen, damit alles in der Ordnung vor ſich gehen, und die Vortheilhaftigkeiten vermieden werden mögen: ſo vorſichtig aber diſe Perſonen immer ſind, ſo können ſie doch nicht alle Unordnung verhindern.

Bald wird von eigennüzigen Verkäuffern, das Zettelgen, worauf die Zahl und der angeſchlagene Preis eines jeden Stüks ſteht, das zu verkauffen iſt, herabgenommen, und ein anders an deſſen Stelle geheftet, worauf ein höherer Preis angeſchrieben worden, nur damit man die Käuffer hintergehen und zu einer höhern Bezalung veranlaſſen möge. Bald aber bedient man ſich eines andern Vortheils. Es iſt bekannt, daß bey diſen Verkäuffen ein jedes Stük vor einen gewiſen Preis öffentlich feil geboten wird, welches derjenige bekömmt, der über den angeſchlagenen Preis das meiſte überbietet: damit nun die zum Verkauf ausgeſezte Stüke recht theuer verſchloſſen werden, ſo geſchieht einigen Perſonen, welche eigentlich keine Luſt haben, diſes oder jenes Stük an ſich zu kauffen, der Auftrag, durch ihr Aufſchlagen den Preis der Dinge höher hinaufzutreiben. Bald werden andere Stüke, die nicht zur Auktion gehören, von andern eingeſchoben, welche ihrer Waare vor einen guten Preis gerne los wären. Daß ſie nun ſolche gewis an Mann bringen, ſo rühmen ſie diſe Stüke denen Liebhabern entweder ſelbſt oder durch andere recht nachdrüklich an, und bereden dieſelbe, daß ſie ſehr wolfeil ſeyen.

Die Käuffer haben auch ihre beſondere Arten von Liſt. Ein jeder kauft gern etwas Gutes vor einen geringen Preis. Viele verachten

achten ein Stük, wann sie solches gerne hätten. Andere lassen ein Stük ausruffen, wozu sie eigentlich keine besondere Lust haben, und schlagen ganz muthig darauf, mit einem male aber überlassen sie es einem andern. Dises schrekt die übrige ab; dann man fürchtet einen raschen Aufschläger, der plözlich abläßt, und dem andern zum erhaltenen Stüke noch Glük wünscht; diser darf alsdann keklich etwas zum Verkauf ausruffen lassen, worauf er ein Auge hat; man wird ihm nicht trauen, und er wird es in einem guten Preis davon tragen. Noch andere kommen alle Tage, so lang ein Verkauf währt, und erwarten entweder die Gelegenheit, da keine oder wenige Kenner und Liebhaber von denen Dingen, zu welchen sie Lust haben, zugegen sind, damit sie ihnen durch das Steigern im Preis nicht zu hoch zu stehen kommen, oder sie warten gar so lange zu, bis dem Verkauf ein Ende gemacht wird, wo sie alsdann die verlangte Dinge im Anschlag oder noch unter demselben zu erhalten verhoffen.

* * *

Die Eitelkeit des Menschen ist unergründlich. Er ist noch nicht zufriden, wann er mit Worten, in Schriften, durch Gebärden und Handlungen andern einen blauen

Dunſt vormacht; er will auch durch Sachen betrügen. Diſe Art von Betrügerey iſt ſehr gewöhnlich und einnehmend, ohnerachtet es nicht ſeyn ſollte, weil es lächerlich iſt, daß Dinge, die auſſer uns ſind, zu unſerer Gröſſe mehr beytragen ſollen, als innerliche Eigenſchaften. Iſt es nicht thöricht, ſeine Vorzüge auf Dinge zu gründen, die man über Nacht verlieren kan? Wer mit einem unverderbnen Schimmer glänzen will, der erhebt ſeinen Geiſt mit hohen Eigenſchaften, und drükt ſeinem Herzen edle Empfindungen ein. Der weiſe und ehrliche Mann hat allein weſentliche Vorzüge. Schönheit, Reichthum und falſche Ehre ſind dem ſtündlichen Verderben ausgeſezt; wer ſich darauf verläßt, der iſt gewiß unglüklich, wann er nicht bald ſtirbt. Geld, viele Güter, ganze Länder kan ein Menſch ohne ſein Zuthun durch die bloſe Geburt bekommen: eine ſchöne Bildung und ein gutes äuſſerliches Anſehen aber kan er von der Natur erhalten, ohne daß er davor kan. Was hat er nun vor ein Recht, einer Sache wegen, ſich vor andern zu brüſten, die er ſich nicht ſelbſt gegeben, und wobey er nur der leidende Theil iſt?

Trüge nicht der Sohn des Bettlers eines Tags Diadem und Zepter, wann er durch einen glüklichen Zufall aus den Lenden des Königs entſproſſen wäre? Und würde nicht der Kö-

König eine kleine Figur in seinem Reiche machen, wann sein Vater ein armer Taglöhner gewesen wäre?

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Macht, Ansehen, Schönheit und Reichthum die Herzen der Menschen an sich ziehen, und daß auch der tugendhafteste mit aller seiner Ernsthaftigkeit nicht zu jeder Stunde gleich gültig dabey seyn wird: Allein, da eben dise äusserliche Vorzüge der Vergänglichkeit gar zu sehr unterworfen sind, und der Verlust derselben bey dem Mangel innerlicher Eigenschaften der Eitelkeit des Besizers um so empfindlicher fallen muß, weil er seine Beneider darüber frolocken sieht, so rathe ich einem jeden, den das Glük in gute Umstände gesezt hat, daß er seinen Geist und sein Herz darneben gut bearbeite. Die Vortheile sind von der äussersten Wichtigkeit; dann auf solche Weise bekömmt er nicht nur etwas eigenes, das er zu seiner höchsten Zufridenheit sich selbst zu verdanken hat, sondern er erwirbt sich durch seine Großmuth wahre Freunde, die ihn sein aufgeklärter Geist von denen falschen alsbald unterscheiden lehrt: er lernt von seinem Glüke den rechten Gebrauch machen, und unterstüzt gleichsam durch seine verständige Einrichtungen das baufällige Gebäude des äusserlichen Glükes; verliert er aber alles in der Welt, so unterligt er seinem Schiksal nicht; er bleibt

sich

ſich gleich, und verwundert ſich kaum darüber, weil er diſen unglüklichen Fall ſchon voraus als möglich geſehen hat; und endlich hat er alle Hoffnung vor ſich, durch ſeine Verdienſte das verlohrne Glük wiederum zu erlangen, dem der reiche Thor bey Widerwärtigkeiten vergebens entgegen ſeufzen wird. Doch muß ich geſtehen, daß es eine ſehr ſchwehre Sache iſt, bey guten Glüks-Umſtänden mit der Weisheit bekannt zu werden: Der Hinderniſſe ſind zu viel.

Wer Geld hat, der denkt, er habe alles, und brauche weiter nichts: unverſtändige und eigennüzige Menſchen beſtärken die Kinder der Reichen in diſem Saz. Ueberdiſes iſt es weit bequemer und jungen Leuten viel angenehmer, Geld zu verthun und die Zeit durch Luſtbarkeiten zu verkürzen, als etwas zu lernen. Kömmt die Zeit, daß der Sohn gerne ein Amt, oder die Tochter einen Mann hätte, ſo denkt man, das Geld könne alles zu Stande bringen; und auf diſe Weiſe leben die Kinder der Reichen dahin. Man darf ſich daher auch nicht verwundern, warum ſolche Familien ins Verderben gerathen. Die Kinder wollen es den Eltern im Aufwand nachthun, und überlegen nicht, daß das Vermögen ihrer Eltern in Theile geht. Da ſie ihre Sache hoch angefangen haben, wollen ſie ſolche auch hinausführen: ihr Stolz läßt keinen ver-

nünftigen Gedanken in ihnen aufkommen, und zulezt wird die Dürftigkeit der Lohn vor ihre Thorheit.

Es gibt viele Leute, welche nicht begreifen können, warum die Kinder grosser Männer so selten gerathen, und warum die Kinder, welche von Eltern geringen Standes und Vermögens da sind, gemeiniglich die geschikteste und brauchbarste werden; da doch leztere fast keine, erstere hingegen die beste Gelegenheit von der Welt haben, sich gut zu bilden und ihr Glüke zu machen.

Hierüber verwundere ich mich gar nicht; dann einestheils ist es dem menschlichen Eigensinn gemäß, daß er dasjenige, so er leicht erlangen kan, verachtet, und was ihn Mühe kostet, hochschäzt: anderntheils aber macht den Reichen die Liebe zur Bequemlichkeit zum Lernen zu träg, und die Begierde nach Lustbarkeiten läßt ihm keine Zeit zum vernünftigen Nachdenken übrig. Der Arme im Gegentheil, oder ein Mensch von geringer Herkunft, sieht kein anderes Mittel vor sich, empor zu kommen, als den Fleiß und eine gute Aufführung. Da nun also diser das einzige Mittel, welches ihm sein Glük machen kan, ergreift, so thut er in meinen Augen nichts besonders, er mag hernach werden, was er will. Wann aber der Sohn eines reichen und gelehrten Mannes aus einem edlen Trieb

zur Rechtschaffenheit seinen Geist mit Wissenschaften bereichert, und mit der Zeit noch gröſſer wird, als sein grosser Vater, so habe ich unendliche Hochachtung vor denselben, weil er unter denen vielen Wegen zu seinem Glük, aus Liebe zur Tugend, den unfreundlichsten gewählet hat.

Leuten, die keine durch Wissenschaften gereinigte Begriffe und keine wahre Känntnis der Dinge in der Welt haben, nehme ich es gar nicht übel, wann sie am Aeusserlichen kleben, weil ihr armer Geist sonst nichts hat, woran er sich halten kan; und also spielen die Leidenschaften den Meister. Ihr Geist kömmt mir vor, wie der unglückliche Russische Prinz Ivan. Gleichwie diser von seiner zarten Kindheit an auf die Seite geschafft wurde, ohne ihn seiner hohen Herkunft und künftigen Bestimmung gemäß zu behandeln, gleichwie er Personen von schlechter Denkensart überlassen und ihm alle Gelegenheit benommen wurde, zu allgemeinen Begriffen zu gelangen, nur damit er zur Regierung unfähig werden möge. Eben so geht es der Vernunft solcher Personen, welche von den ersten Jahren an durch die Leidenschaften in einer ewigen Gefangenschaft gehalten wird, daß sie in ihrem mannbaren Alter alsdann untüchtig ist, den Menschen zu regieren. Sind so elende Geschöpfe nicht zu bedauren? Ich halte sie vor un-

unglüklich, ſie mögen beſizen, was ſie wollen. ſie Sind in ihrem Leben niemals zufriden, und werden oft jämmerlich gedemüthigt, wann ſie ſich zu viel herausnehmen. Je mehr ſie haben, um deſto gröſſeres Erbarmen verdienen ſie: dann wer reich iſt und keinen Verſtand hat, der iſt ſtolz, und hält ſein Vermögen vor ein Verdienſt; er verlangt alſo, daß man ihn ehre; weil er mit ſeinem Geld viel ausrichten kan, ſo glaubt er, daß er mächtig ſeye: da er in diſem Wahn ſteht, ſo will er Anordnungen in der Welt machen, worzu eigentlich Vernunft gehört; weil ihm aber diſe mangelt, ſo tritt Eigenſinn und Ungebühr an ihre Stelle. Diſe angemaßte Herrſchaft iſt einem uneigennüzigen und großmüthigen Manne in der Natur zuwider, weßwegen er mit wahrer Gröſſe des Geiſtes den reichen Thoren verlacht, und ihn bis zur Verzweiflung demüthigt. Diſes Betragen eines Menſchen, der nicht ſo viel Geld hat, wie er, iſt ihm unbegreiflich; dann es iſt zu merken, daß er vor niemand einige Achtung hat, als vor demjenigen, der entweder noch reicher iſt, als er, oder von dem er etwas gewinnen kan. Ein vernünftiger großmüthiger Mann kan mit einem ſolchen Menſchen unmöglich zu recht kommen, weil er ganz entgegen geſezte Grundſäze hat. Wann er ihn verſichert, daß er bey einem mäßigen Auskommen Reichthümer

mer verachte, so glaubt er ihm nicht, und lacht darüber, weil er in seinem ganzen Leben nicht edelmüthig gedacht hat, und die Wünsche anderer nach seinem Maasstab abmißt.

Die Schönheit ist ein Geschenke, womit die gütige Natur gegen ein Geschlecht freigebiger ist, als gegen das andere. Es scheint, sie habe uns rauer gebildet, auf daß wir uns auf einer andern Seite Vorzüge verschaffen sollen. Hier will ich mich aber sorgfältig wegen eines Vorwurfs verwahrt haben, den man mir machen könnte, als ob ich denen schönen Kindern die Vorzüge des Geistes absprächte. Nichts weniger. Sie haben uns in ältern und neuern Zeiten viele Proben von der Stärke ihres Wizes und Verstandes gegeben, und uns gezeigt, was sie leisten können, wann sie wollen. Ich will nur damit sagen, daß ein Mannsbild nicht Ursache habe, auf seine Wissenschaft stolz zu seyn, weil er gleichsam gezwungen ist, etwas zu lernen, wann er keine Unehre haben will: wo hingegen es recht schönen Frauenzimmern nicht so übel aufgerechnet werden sollte, wann sie mehr Sorge vor ihren Körper als vor die Seele anwenden; weil wir durch unsere Schmeicheleien, sie zu bereden suchen, daß ihnen an vollkommenen Eigenschaften nichts mehr abgehe. Eine grosse Schönheit wird daher

daher selten grossen Verstand haben; Sie verwendet zum Puz und zu andern Eitelkeiten zu viel Zeit, und versäumt dadurch die Bearbeitung des Geistes. Wann hingegen die Natur einem Frauenzimmer die Schönheit versagt, so sucht sie gemeiniglich durch die Besserung des Herzens und der Seele sich eine Art von Schadloshaltung zu verschaffen. Wäre die kleine braune Sappho so schön gewesen, wie die griechische Helene, so hätte die Nachwelt gewiß ihre Meisterstüke entbähren müssen.

Da aber das schöne Geschlecht die Zauberkräfte der Schönheit aus dem Grund versteht, und nichts so ungern in der Welt verliert, als den Ruhm der Schönheit, so gibt es sich alle Mühe, den Mangel der Natur durch die Kunst zu ersezen. Da sieht man gar oft eine schwarzgelbe Haut in den schönsten Alabaster verwandelt, und ehe man daran denkt, so glühen die blasse Wangen mit hochrother Farbe. Das Schminken ist ein Vorrecht vor die Personen auf dem Theater, das man ihnen allein lassen sollte. Allein in Frankreich und Rußland wird man nicht leicht eine Frauens-Person antreffen, die nicht mit rother Farbe bemahlt ist. Wann man der sparsamen Natur ganz unvermerkt in et-

was zu Hülfe kömmt, so ist es noch erträglich; wann man aber die Wahrscheinlichkeit einer natürlichen Röthe so gar sehr überschreitet, und das Angesicht dichter überschmiert, als die Nürnbergischen Puppengesichter, so wird man recht scheußlich.

Ich habe mir erzälen lassen, daß die regierende Fürstin eines gewisen Hofes keine rothe Farbe im Angesicht gehabt, und nicht für gut gefunden habe, sich anzustreichen, wodurch die Hofdamen, und endlich alles Frauenzimmer, vor der so genannten gressen Welt bewogen worden seyen, Mittel anzuwenden, durch welche sie ihre natürliche rothe Farbe verlöhren. Man fienge alsdann an, über die Röthe des Angesichts öffentlich zu schimpfen, und mit dem Nahmen der Baurmädchens-Farbe zu benennen. Kan man hieraus nicht deutlich ersehen, zu welchen Thorheiten der Mensch fähig ist?

Es ist schon lächerlich, alle Moden nachzuahmen, ohne vorher zu untersuchen, ob sie uns auch gut stehen: Wann man aber gar die Natur unter das tyrannische Joch der Mode zwingen will, so ist es eine Art von Raserei.

Da alles äuſſerliche den Menſchen einnimmt, wie darf man ſich lange wundern, daß jedermann darauf denkt, den andern durch einen äuſſerlichen Glanz zu hintergehen?

Der gute Einfall, die Apotheker-Büchſen ſchön anzuſtreichen, hat denen hinterlaſſenen Erben eines gewiſen Apothekers ſo viel genüzt, daß ihre Apotheke vor ein paar tauſend Thaler höher verkauft wurde, als ſie werth war.

Ein falſches Gold und zierliches Nichts hat ſchon viele verführt, vom Savoyarden etwas überflüßiges zu kauffen. Und was bringt denen Quakſalbern, nächſt ihrem Geſchwäze, ſo viele Kundſchaft, als die ſchöne Goldpapierchen, worein ſie ihre ſchlechte Arzneien verſteken? Ein jeder Obſt- und Kraut-Verkäuffer legt die ſchönſte Waare oben hin, damit er deſto eher Liebhaber bekomme.

Es iſt eine gewöhnliche Sache, daß man von dem Beſiz eines Dinges den Schlus auf deſſen Beſizer gemeiniglich ſo macht: Er hat eine groſſe Bibliothek, alſo iſt er gelehrt: Er hat viele Güter, alſo iſt er reich: Er hat Wagen und Pferde ſamt einer Menge Bedienten, alſo iſt er vornehm und mächtig.

Allein die Erfahrung beweißt in vielen Fällen das Widerspiel.

Rudolph hat von seinem gelehrten Vater eine schöne Bibliothek ererbt, die er nach dessen Tod nicht nur deswegen nicht verkaufte, weil er studirt hatte, sondern weil er auch wirklich vor gelehrt gehalten werden wollte. Kein Werk durfte die Presse verlassen, das er nicht erkaufte, wann es anders in denen gelehrten Anzeigen von guten Büchern gerühmt wurde: allein so bald es vom Buchbinder ankam und einmal den Plaz im Bücherschrank einnahm, so wurde es zugleich zur ewigen Gefangenschaft verdammt. Indessen prangt er sehr mit seinen Büchern, und läßt keinen Menschen aus seinem Hause gehen, dem er nicht vorher seine Bibliothek vorweißt, und dadurch einen Begriff von seiner grossen Gelehrsamkeit beizubringen sucht. Jedoch ist es so gar seinem Schuster bekannt, daß dise Bücher einen unbarmherzigen Herrn haben, der sie dem Staub und den Mäusen Preis gibt.

Sigmund, ein Mann von einem nicht gar grossem Vermögen, bekömmt Lust, ein Landgut zu erkauffen, weil er wohl wußte, daß es einem Credit bringe. Es gelingt ihm auch

auch, daß man ihm darauf vieles Geld vorſtrekt, womit er ſich in einen Handel einlies, und dem Anſcheinen nach vieles gewann, daß man ihn endlich vor einen ſehr reichen Mann hielt. Seine Töchter wurden groß, und die Freier, welche ſie davon trugen, ſchäzten ſich glüklich. Allein am Ende offenbarte ſich der Betrug: die Gläubiger machten ſich Meiſter von dem Landgut, und die Töchtern ſamt den Tochtermännern wurden, bey diſem Unglük, dem Schimpf und der Schande noch ausgeſezt.

Wen betrachten Sie ſo genau? Sie denken gewiß, daß der Herr, welcher in jenem vergoldeten Wagen mit zwey muntern Hengſten ſo prächtig daher fährt, ein mächtiger und glüklicher Mann ſeye. Sie irren ſich, wann Sie das glauben. Ich verſichere Sie, daß er eben den Reſt ſeines Silbers an einen Juden verkauft hat, nur damit er noch auf etliche Monate ſeine Equipage beibehalten und auf ſein Anſehen noch mehrere Gläubiger unglüklich machen kan. Der Staat muß bey ihm geführt ſeyn, es mag ihm ſchaden, was es will: und, ehe er Wagen und Pferde wegſchaft, ißt er lieber nichts, als Wurzeln, und trinkt ein Glas Bier dazu. Mächtig iſt er gar niemals geweſen, dann er hat keine

öffentliche Bedienung, und blos aus Muthwillen und aus Stolz verwendet er ſo vieles auf den äuſſerlichen Pracht, daß ſein betrübter Magen zu ſeiner Zeit um Rache ſchreien wird.

Guſtav hatte ein groſſes Vermögen, und verwendete ſolches auf Seltenheiten. Weil er nicht viel gelernt hatte, und nicht immer müſſig gehen mochte, ſo beſchäfftigte er ſich gerne mit Meerſchneken, gefärbten Steinen, und verſteinerten Figuren; und da er ſich eine Menge ſolcher Dinge angeſchafft hatte, hielte er ſich mit einem male vor einen ſtarken Naturforſcher. Er erkaufte ſich daher bey der nächſten Gelegenheit ein ſchönes Naturalien-Kabinet; und, weil jedermann wußte, daß er Geld hatte, die Naturalien aber nicht verſtunde, ſo bekam er in kurzer Zeit einen ungeheuren Hauffen von nichtswürdigen Kleinigkeiten, und mußte den Spott, daß er ein elender Idiot ſeye, mit ſeinem guten Geld bezalen.

Wie man den Guſtav mit erlogenen raren Naturalien zum beſten hatte, alſo mißbrauchte man den Kilian mit Malereien, die er vor Originalſtüke von den berühmteſten Meiſtern an ſich kaufte, ohngeachtet es

bloſſe

bloße Copien waren, die er aber nicht zu unterscheiden wußte: doch hielten ihn die Unwissende vor einen grossen Kenner.

Jener blöde Magister, der in seinem Leben nichts in der Musik gethan hatte, versahe sich mit einem Flügel, weil man ihn beredete, als ob er treflich zu spielen wüßte.

Wir haben ein Sprichwort, welches heißt: daß nicht alle diejenige, so lange Messer ertragen, Köche seyen; dann sonst müßten alle Geistliche fromm, alle Rechtsgelehrte und Richter billig und gerecht, alle Aerzte erfahren und sorgfältig, und alle Philosophen vernünftig seyn. Ein Mann mit einem Küraß wäre alsdann allemal ein Held, und ein Ordens-Ritter ein verdienstvoller Mann.

Die Ordenszeichen beziehen sich eigentlich auf eine vorhergegangene gute Handlung, auf Tugend und Tapferkeit: weil aber auch hiebey viel menschliches mit unterläuft, so ist es kein Wunder, wann man oft die Frage aufwirft, warum diser den Orden hat, und jener nicht? Grosse Herren haben ihre Leidenschaften, wie andere Menschen, und werffen ihre Liebe und Vertrauen jezuweilen auf einen Mann, der es in den Augen anderer nicht ver-

verdient; und daher kömmts, daß manche unvermuthet, nach der Sprache der Welt, ſehr glüklich werden. Allein, wann das Verdienſt allemal belohnt würde, und die Unwürdigkeit in einer ewigen Verachtung bliebe, wo gäbe es hernach etwas, das wir Glük nennen? Das Glük iſt immerzu ein angenehmer Zufall, den man, nach dem Urtheil der meiſten, nicht zu erwarten gehabt hat, und deſſen man wenigſtens nicht ganz würdig iſt.

Aus eben diſer Quelle, nemlich aus den Leidenſchaften der Groſſen in der Welt, flieſt auch diſes: daß man von ihrer Gnade, von dem groſſen Rang und denen ſtarken Beſoldungen, die ſie diſem oder jenem ertheilen, auf deren Würdigkeit oder auf die wahre Gröſſe und Wichtigkeit ihres Geſchäfts keinen bündigen Schlus machen darf. Iſt nicht die Beſchäftigung eines Lehrers mit vernünftigen Menſchen weit edler, als die Bemühung eines Mannes, der Pferde abrichtet? Iſt es nicht ſchwehrer, ein Richter zu ſeyn und Recht zu ſprechen, als ſeinem Fürſten ein Hemd zu reichen? Iſt es nicht künſtlicher, eine Jagd nach dem Leben zu entwerffen, als zu hezen und einen Hirſch zu ſchieſſen? Nichtsdeſtoweniger hat die Welt mehr Achtung vor diſe als vor jene. Aber ihr Gelehrte und Künſt-

ler,

ler, mißgönnet denen vergoldeten Lieblingen der Groſſen diſen Vorzug nicht! Sagt einmal an, würdet ihr euer ruhiges und ſtilles Leben mit einem wilden Geräuſche vertauſchen wollen? Habt ihr ſchon nicht ſo viel einzunehmen, ſo ſind doch auch eure Ausgaben nicht ſo groß. Habt ihr ſchon nicht ſo viel vor der Welt zu bedeuten, ſo habt ihr doch auch nicht ſo leicht einen Fall zu beſorgen. Ich verſichere euch: Männer von groſſem Rang und Anſehen würden oft gern eure Hütten bewohnen, wann es unbemerkt geſchehen könnte. Ihre Verrichtungen ſind zwar nicht allezeit die wichtigſte; allein an einem Hofe zu leben und ſich in der Gnade der Groſſen zu erhalten, iſt gewiß eine gröſſere Kunſt, als man denkt, und erfodert mehr Ueberlegung, als eine jede andere Wiſſenſchaft. Ueber diſes ſind es eben einmal Bedienungen und Verrichtungen, woran ein Fürſt Vergnügen findet, und welche zum Glanz ſeiner Perſon erfodert werden: iſt es alſo nicht ſehr natürlich, daß Männer, welchen ſolche aufgetragen werden, einen vorzüglichen Rang und Anſehen verdienen?

Mit Geſchmuk wird auch viel blauer Dunſt gemacht.

Viele Familien behelfen ſich lieber ganz jämmerlich, ehe ſie vom ererbten Geſchmuk etwas zu Geld machten. Theils das Vorurtheil, daß es Familienſtüke ſeyen, theils aber die Beſorgnis, ſie möchten an ihrem Anſehen bey der Welt verlieren, hält ſie von der vernünftigen Handlung ab, welche ſie mittelſt Verkauffung eines unzinnsbaren Kapitals, zu Verbeſſerung ihrer wirthſchaftlichen Umſtände, begehen würden.

Der Geſchmuk muß allezeit ein Verhältnis mit dem Vermögen ſeiner Beſizer haben, oder ſonſt handeln diſe thöricht. Zuerſt ſolle der Menſch auf das nöthige ſehen: iſt ihm etwas übrig, ſo kan er ſich Bequemlichkeit damit verſchaffen: hat er aber ſo viel Reichthum und ſo viel Einkommen, daß er auch überflüſſige Dinge bezalen kan, ſo kömmt erſt die Reihe an den unnöthigen Geſchmuk. Hier werde ich dem ſchönen Geſchlecht eine Aergernis predigen, weil ein groſſer Theil davon ſich erſt alsdann vor vollkommen und verehrungswürdig hält, wann er mit einer Menge Juwelen behängt iſt. Ich verſichere Sie aber, meine ſchönſte Kinder, daß Sie keine Ehre von denenjenigen Mannsperſonen haben, welche nur auf dumme Steine ſehen, und die Grobheit gegen Sie begehen, daß

daß ſie diſe glänzende Eitelkeit vor das gröſte Verdienſt und vor einen weſentlichen Vorzug Ihres Geſchlechts halten!

Einige haben ſich einen falſchen Geſchmuk auf eben diejenige Art und Weiſe, wie ihr guter Geſchmuk verfertigt war, bey dem Juwelier faſſen laſſen, um den lezteren verkaufen zu können. Wann diſe Veränderung eine gute Wirthſchaft zum Grund hat, ſo iſt iſt ſie, neben der Vorſichtigkeit, die man gehabt hat, um ſich nicht wegen diſes Verkaufs bey der Welt in eine unnöthige Nachrede zu bringen, zugleich auch löblich. In ganz Welſchland prahlt man meiſtens mit unechten Steinen, und doch ſcheint das italiäniſche Frauenzimmer ſo gut zu reizen, als in andern Ländern, und ich wüßte nicht zu behaupten, daß man ſie deswegen vor unverſtändiger hielte, als andere Nationen.

Die Güte und den Werth der Dinge ſchäzt man gemeiniglich nach dem Stand und nach dem Vermögen derjenigen, die ſie beſizen. Wann ein reicher oder vornehmer Mann eine Tobakdoſe und eine Uhr von Tombak hat, ſo wird jedermann glauben, ſie ſeyen von Gold: Hat aber ein anderer diſe Stüke wirklich von Gold, von dem man

es nicht vermuthet, ſo hält man ſie von Tombak und ein ſolcher wird überzeugende Beweiſe führen müſſen, bis man ihme glaubt, daß ſie von Gold ſeyen.

Wann die Vornehme in ihre Glas-Schränke oder an einen andern paradirenden Plaz Gefäſſe von feinem engliſchen Zinn hinſezen, ſo wird man ſie ohne Anſtand vor Silber anſehen.

Blandine hat aus gewiſen Urſachen ihr Silbergeſchirr in das feinſte Zinn verwandeln laſſen; doch hat niemand, wenige Kenner ausgenommen, diſe Verwandlung gemerkt. Jener vornehme Mann hat nicht ſo viel Vermögen gehabt, als ſein hoher Stand erfoderte, und doch mochte er ſich an Pracht und an koſtbaren Hausgeräthe um ſo weniger etwas abgehen laſſen, als er ſich noch höher in der Welt ſchwingen wollte: er machte alſo alles nur auf den Schein, um die groſſe Koſten zu erſparen. Es wäre zu weitläufig eine ganze Beſchreibung davon zu machen. Ich will alſo nur diſes einige anführen, daß er Sofa-Polſter und Seſſel ſtatt des Roßhaares mit Heu und Grummet ausfüttern lieſſe, welches die Käuffer noch bezeugen, welche dergleichen Stüke, nach ſeinem erfolgten politiſchen Abkommen, an ſich erkauften.

Ich

Ich habe ſchon hin und wieder ein Bild von denenjenigen Perſonen entworffen, welche das Anſehen fleiſiger und wichtiger Männer bey der Republik haben wollen, wann ſie ſchon im Grunde das nicht ſind, was ſie doch ſcheinen wollen. Einige diſer Herren betrügen die Einfältige durch ihr geſchäftiges Weſen und unaufhörliches Rennen und Lauffen, andere durch ihr ewiges Plaudern und Amts-Gewäſche, andere durch hochmüthige Runzeln an ihrem leeren Gehirne, noch andere hingegen, von denen ich in diſem Abſchnitt handeln will, betrügen durch Sachen.

Virus wünſcht ſchon lange, in den Ruf als ein geſchikter Mann zu kommen. Alles hat er ſchon verſucht, die Leute glauben zu machen, daß er eine unentbehrliche Perſon ſeye, und doch hat man noch jederzeit ein groſſes Mißtrauen in ſeine Geſchiklichkeit geſezt: endlich aber hat er das Geheimnis gefunden, ſich das rechte Anſehen zu geben. Zu Hauſe ſezt er ſich gemeiniglich hinter einen Thurn von Büchern, und neben ſeinen Füſſen erheben ſich ganze Bollwerke von alten ſchriftlichen Sachen, welche in ſtaubigte Bünde zuſammengepakt ſind. Geht er irgendwo hin, ſo nimmt er eine Hand voll Akten mit ſich, und klagt bey allen Gelegenheiten

heiten über die Menge von Geſchäften; ſizt er endlich zu Tiſche, ſo vergißt er niemals, wichtige Pappiere neben ſich hin zu legen, um ſich beſtändig im Fleiß überfallen zu laſſen. Seine Feinde haben ſo gar ausgeſtreut, er habe ſich einen Pult in ſein heimliches Gemach zurichten laſſen, damit er auch dort nicht müſſig ſeyn möge. Wenigſtens will man gewiß behaupten, neben ſeinem Bette ſtehe ein Tiſch, worauf ſeit geraumen Jahren ein Heer ungeleſener Akten vor dem gelehrten Helden in einer unveränderten Stellung paradire.

Wendel ſtudirt nur alle Quatember, die übrige Zeit liſt er zwar, aber nur unnüze Romanen. Im Sommer und Winter geht er bey guter Zeit zu Bette, hingegen gebraucht er die Vorſichtigkeit, daß er in einer künſtlichen Maſchine ganze Nächte hindurch ein Licht brennen läßt. Wer alsdann von ſeinen Nachbarn eine Helle in ſeinem Zimmer erblikt, zweiffelt keineswegs, daß nicht der fleiſige **Wendel** bey Licht ſtudiere.

Lorenz hat in der Kirche, auf der Straſſe, und in ſeinem Hauſe beſtändig das Fernglas in der Hand, und beſchaut durch daſſelbe alle Gegenſtände. Sonſten bedienen ſich diſer Gläſer nur diejenige, welche ein kurzes Geſicht haben: **Lorenz** aber gebraucht ein ſolches Glas bey den ſchärfeſten Augen, und zwar nur deswegen, weil er in Paris viele jun-

junge Herren mit dergleichen Gläſern geſehen hatte. Gleichwie es aber **Lorenz** vor eine groſſe Galanterie hält, mit einem Fernglas ſein Auge zu waffnen, ob er gleich ſchlechter dadurch ſieht, ſo ſucht **Benjamin** die Schwäche ſeines Geſichts zu verbergen, und will lieber die Gegenſtände nicht genau anſchauen, als ſich einem ungleichen Urtheil ausſezen. Dann es iſt bekannt, daß viele Perſonen, welche man durch ein Glas betrachtet, ſolches vor eine Unanſtändigkeit halten und öfters als eine Beleidigung aufnehmen. Allein, nach meinem Erachten, gründet ſich das ſtraffende Urtheil von dem Gebrauch der Ferngläſer auf keine Billigkeit. Entweder hat man ein gutes oder man hat ein ſchlechtes Geſicht, entweder hat man ein Fernglas nöthig, oder man hat es nicht nöthig. Hat es einer nicht nöthig, und gebraucht es doch, ſo ſtraft er ſich ſelbſten am meiſten, weil ihm das Glas alles dunkler macht, was er anſieht: hält er es aber gar vor Galanterie, ſo iſt er um ſo weniger ſtrafbar, als er es in der Abſicht thut, ſich beliebt zu machen. Wann man aber wirklich blöde Augen hat, und die Kunſtmittel an die Hand gibt, den Fehler der Natur zu verbeſſern, warum ſolle es unerlaubt, warum ſolle es eine Beleidigung ſeyn, durch das Mittel eines Glaſes, eben das zu ſehen, was ein anderer, ohne daſſelbe, erblikt? Iſt

es eine Schande, wann ein Kleiner auf etwas hinauf steht, wann er den obern Flügel eines Fensters eröffnen will, weil es der Grosse nicht nöthig hat?

Bey dem Soldatenstand hat es viel zu bedeuten, wann man es dahin bringt, daß der Soldat nicht nur ein Vertrauen auf seine eigene Person bekömmt, sondern auch daß er andern Schreken einjagt. Man hat daher bey ganzen Regimentern die Schnurrbärte und Wadenfutter eingeführt. Die feigeste Memme muß Herz bekommen, wann sie einen so fürchterlichen Bart bey sich fühlt; und der Grenadier wird allemal beherzter auftreten, wann er auf seine starke Waden herabschielt. Vielleicht erfindet man noch ein Kunststük, daß man ihnen starke Schultern und einen grossen Bauch anschaft, wann die Natur nicht davor besorgt gewesen ist.

Es geht zwar in allen Ständen so. Ein angehender Student, welcher zum ersten mal einen Degen trägt, glaubt ohne allen Zweifel, die ganze Welt schaue auf ihn, und er habe volles Recht, sich etwas auf seine wichtige Person einzubilden; und ein junger Geistlicher hält sich vor angesehen und gelehrt, wann man seinem Mantel und schwarzen Kleide ein Kompliment macht. Die Knopf-Perüke jenes alten Sekretärs wird in der Stadt höher verehrt, als der Haarbeutel sei-

seines Präsidenten, und dadurch wird jener so stolz gemacht, daß er glaubt, man begehe die gröste Ungerechtigkeit, daß man ihn keinen Antheil an Staatsangelegenheiten nehmen läßt.

Wann man nicht um seines Standes und Amts willen ein schwarzes Kleid trägt, so geschieht es, die Betrübnis anzuzeigen, welche einen wegen dises oder jenen Todesfalls betroffen hat. Man ist dabey so genau, daß man die Trauerzeit pünktlich auswartet. Wer aber über die Pedanterey diser Gebräuche sich hinaus sezt, und vor der Zeit wiederum gefarbte Kleider anzieht, von dem urtheilt man, er müsse eine schlechte Liebe zu dem Verstorbenen gehabt haben. Wie ungegründet hingegen diser Schluß seye, das beweisen tägliche Erfahrungen. Man wird Männer antreffen, die ihre Frauen gewiß von ganzem Herzen geliebt haben, welche aber nach ihrem Tod nur kurze Zeit von ihnen vertraurt worden sind; und, umgekehrt, wird ein mancher Mann, welcher herzlich froh ist, daß er von seinem täglichen Hauskreuz durch den Tod seiner Gattin erlößt ist, bis auf den lezten Tag der Trauerzeit mit schwarzen Kleidern erscheinen. Allein, nichts kömmt mir beym Trauren lächerlicher vor, als daß das schöne Geschlecht auch in den betrübtesten Fällen von der Eitelkeit sich nicht

loswikeln kan; denn man ſieht es faſt alle Wochen die Trauer verändern, und gleichſam mit der Betrübnis prangen.

Nun könnte ich noch eine beſondere Abhandlung von dem **blauen Dunſt in Gedanken** hier anhängen. Da ich aber bereits ſchon bey vielen nicht gut angeſchrieben ſeyn werde, welche mich etwan im Verdacht haben, als ob ich ihr Bild hier und da entworfen hätte, ohngeachtet es durchgehends bloſe erdichtete Perſonen ſind; ſo getraue ich mir nicht, weiter zu ſchreiben, ſondern verweiſe einen jeden auf ſeine eigene Hirn-Projekte, die er hin und wieder ſchon gemacht hat, welche gewiß groſſen Theils nicht von der Art ſeyn werden, daß man ſie ohne Schande offenbar machen darf. Ich werde alſo hier beſchlieſſen, und nur noch diſe einzige Anmerkung hinzuthun, daß gemeiniglich derjenige, welcher im gemeinen Leben ſich am ſorgfältigſten in acht nimmt, eine ungeſchikte und tadelhafte Handlung zu begehen, ſich in Gedanken deſto mehrers zu gut thut, und oft ſo groſſe und unerhörte Anſchläge im hochmüthigen Kopf herumwälzt, daß ein jeder derſelben ein eigenes Tollhaus verdiente.

E N D E.